



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Reil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(10. Fortsetzung.)

Fühlte Asta, daß ihr Stern im Sinken war, oder bedingte es nur ihr so lange gebändigter Lebensdrang: von dem Augenblick an, da Gernot den Zug verließ, herzlich begrüßt von beiden Damen, bis zu seiner Abfahrt, die er entgegen seinem Reiseplan um volle zwölf Stunden hinausshob, kam er nicht aus dem Bann ihres Zaubers.

Sie war schöner, schmiegsamer, jünger als je zuvor. Eine süße Umgebung, deren verführerische Macht er bis dahin noch gar nicht geahnt hatte, lag in ihrem Wesen.

Mit anderen Hotelgästen kamen sie während seines Besuches nicht in Berührung. Der trübe gewordenen Witterung wegen nahmen sie die Abendmahlzeit auch nicht auf der Terrasse ein, sondern in dem behaglichen kleinen Salon, der ans Schlafzimmer der Damen stieß.

In Sabinens Augen lag seit der Ankunft ihres Vaters eine stumme, bange Frage. Gernot las sie. Einmal während der Mahlzeit ergriff er ganz unvermittelt ihre Hand und patschelte sie. Sabine fühlte darin eine Regung des Mitleids — und das bedrückte sie erst recht. Sie konnte ihre Angst kaum mehr verbergen. Nach Tisch machte sie allerlei Anstalten, um ihren Vater allein sprechen zu können. Sie begab sich ins Schlafzimmer, angeblich um im Koffer ein Bild, eine Karte

zu suchen: immer in der Hoffnung, ihr Papa würde ihr folgen. Aber die schwere Aufgabe, die Gernot zu erfüllen hatte, erschien ihm in Asters warmer, bestrickender Nähe geradezu ungeheuerlich. Denn es war ihm, als setzte er sie in den Augen seiner Tochter herab, wenn er mit dürren Worten all' das wiedergab, womit man sie verächtigte. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er sich unsicher seinem Kind gegenüber.

Endlich, in einem Augenblick, da Sabine das Zimmer verlassen hatte — Asta war in die Balkontür getreten, um sich über die Wetterausichten für den anderen Tag zu unterrichten — erhob er sich entschlossen und richtete in halblautem Ton ein paar kurze Fragen über die peinlichen Vorgänge an seine Braut. Und nun ergab sich — was ihn zuerst verblüffte, dann aber mehr und mehr frei aufatmen machte: Asta war durchaus gefaßt. Es zeigte sich sogar ein flüchtiges Lächeln um ihren Mund, als er mit einigen Worten den Zeitungsartikel iriesite.

„Ja — ich habe alles gelesen,“ sagte sie ruhig.

„Sabine auch?“ fragte er hastig.

„Nein, Sabine hab' ich's unterzlagen. Weil sie's gekränkt, mindestens beunruhigt haben würde.“

„Und — dich, Asta,“ forschte er nach kurzem Schweigen, „dich kränkt es nicht?“



Der Erstgeborene.
Gemälde von E. Bischoff.

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht mehr, Liebster. Längst nicht mehr. Ich habe unter diesen lauten und leisen Verdächtigungen jahrelang schwer gelitten. Der Name war ja wie ein Brandmal. Aber jetzt, wo ich ihn ablegen soll, fühle ich die Dual nicht mehr. Mir ist, als könne mich all der Haß nun nicht mehr erreichen.“

Gernot hatte ihre Hand ergriffen. Sie waren Schulter an Schulter an die Brüstung des Balkons getreten. Diese Nacht lag über dem Schwarzatal. Zwischen den zerrissenen Wolken, die am Himmel hinjagten, bligte nur ab und zu die schmale Mondichel hervor. Und dann huschte ein Schimmer über das noch regennasse Dach des romantisch über dem steilen Felsen sich erhebenden Schlosses. Oder tief unten entstand ein Glitzern in der schmalen Flut des Bergflüchens.

„Ich habe mit deinem Vater gesprochen, Asta. Er hat mir alles über die böse Zeit gesagt. Es blieb mir nichts übrig, als ihn zu fragen; das siehst du wohl ein.“

Sie nickte nur stumm.

„Und ich hab' ihn dabei in aller Form um seine Einwilligung gebeten. Geheim bleiben konnte es nun nicht mehr. Ich mußte unsere Verlobung bekannt geben.“

Ein kurzes Erschauern ging durch sie hin. Er hatte seinen Arm in den ihren gelegt und fühlte es.

„Denn du hast doch jetzt keinen Zweifel mehr, Asta?“

Nach ein paar Sekunden zögerte sie. Sie schloß die Augen; ihre Arme hingen matt herab. „Ich gehöre dir!“ flüsterte sie endlich.

Er hatte sie noch nie so hilflos, so schutzbedürftig gesehen wie eben jetzt. Sie ließ plötzlich ihren Kopf an seine Schulter sinken und weinte.

„Warum bist du traurig, Kind? Weil man uns das Glück, das wir suchen wollen, nicht gönnt?“

„Ach — die Welt da draußen kummert mich nicht.“ Sie suchte ihr Spitzentüchlein und fuhr sich damit über die Augen, die voll perlender Tränen standen. „Nur all das Alte, Längstverschollene, siehst du — das ist mir wieder so greifbar nahegetreten. Ich — ich hab' ihn doch damals — geliebt!“ Ihre Stimme zitterte. Gewaltig suchte sie ihrer Erschütterung Herr zu werden. Er merkte es wohl, und es bewegte ihn mit.

„Armer Liebling,“ sagte er voll Bärtlichkeit.

Sie hielt noch immer die Augen geschlossen und flüsterte: „Ich werde es ja vergessen. Ich verspreche es dir. Aber daß mir's um ihn leid tut, trotz allem, siehst du, das ist vielleicht schwach — aber es ist doch so menschlich! Nicht?“

„Es ist weiblich, Asta,“ sagte er lächelnd.

„Du magst recht haben, Erich.“ Nachdenklich starrte sie in die Nacht hinaus, von Erinnerungen aufgewühlt.

„Wenn wir jetzt nur das Allerschlimmste überstanden haben, Schatz, die Abrechnung mit denen da draußen, dann soll es niemand gelingen, uns auch nur um eine Stunde unseres Glücks zu bringen. Du mußt mir nur vertrauen, Asta. Und dein Versprechen halten: — Vergessen!“

Wieder schloß sie die Augen — und er küßte sie auf die Wäde, zärtlich ihren Namen nennend.

Bei diesem warmen, verbenden, tröstlichen Ton blieb es während seines ganzen Aufenthalts zwischen ihnen, so oft sie allein waren. Zu dem Bild, das er sich zuletzt in Berlin von ihr gemacht hatte, stimmte das alles gar nicht so recht. Es lag eine fast schmerzliche, wehmutsvolle Ergebung in ihr. Er wußte nicht, wie er sich's erklären sollte. Aber der tiefe Eindruck war da, der alles, was hilfsbereit und ritterlich in ihm war, zu neuem Leben weckte.

Und es überkam ihn eine maßlose Verachtung der Leute, die mit dunkeln Andeutungen und halbversteckten Zeitungsangriffen eine wehrlose, schutzlose Frau aus dem Hinterhalt anfielen — wie die Wegelagerer.

Der aus diesem Empfinden herauswachsende Trotz gab ihm dann endlich auch den rechten Ton zur Aussprache mit Sabine.

Er hatte sie beim Gutenachtguten gebeten, noch auf sein Zimmer zu kommen, bevor sie sich schlafen legte. Sie erschien, als hätte sie ein Todesurteil zu erwarten: wachsbleich und zitternd.

Mehr kameradschaftlich als väterlich sprach er ihr nun zu. Er hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt und ging mit ihr im Zimmer auf und nieder.

Dabei verlor die ganze Angelegenheit mehr und mehr das Außergewöhnliche, das ihm noch gestern völlig Unfassbare.

„Schließlich handelt sich's doch nur um einen Aufschub, kleine Sabine. Also behalte den Kopf oben. Siehst du, wäre ich ein Privatmann, dann würde die Sache überhaupt nichts weiter auf sich haben. Die Klatschsucht von Männlein und Weiblein braucht fortgesetzt Opfer — und ist das eine erledigt, kommt das andere an die Reihe. Übers Jahr schon spräche man von keinem Fall Gamp und von keinem Fall Gernot mehr. Aber da ich im öffentlichen Leben stehe, darf ich nichts auf mir sitzen lassen, so lächerlich all das sein mag, was da vorgebracht wird. Ruft einer: Haltet den Dieb! — und weist dabei auf mich — dann bleibt mir eben nichts anderes übrig, als die Taschen umzukehren. Und so wollen wir auch den häßlichen Zwischenfall nicht ernster nehmen, als er's verdient. Ich fasse irgend einen der Burschen, die Asta angegriffen haben, aus der Menge heraus — die Sache findet ihren klaren Austrag vor Gericht — und längstens im Herbst ist alles gesühnt. Dann werden sich auch Wyschnewski's Eltern von der Grundlosigkeit ihrer Gegnerchaft gegen Asta überzeugt haben.“

Sabine beruhigte sich allmählich unter dem Einfluß seiner Worte. Aber der erste Schmelz war doch von dem zarten Liebesbund genommen. Und sie litt innerlich darunter, wenn sie's auch nicht zugab.

Anderen Tags war zwischen allen dreien ein gutes, trauliches Einvernehmen. Gernot war von Asta wieder ganz berückt — und tiefbeschämt zugleich wegen des ungewissen Verdachts, der inmitten des Lärms in Berlin ihn selbst hatte vorübergehend erfüllen wollen. Die heikle Angelegenheit war von niemand mehr berührt worden.

Als Gernot spät abends abfuhr, lag neue Schwungkraft in ihm. Es erfüllte ihn geradezu mit troziger Genugtuung, den Kampf aufzunehmen. Er führte ihn nun nicht allein für sich und Asta — sondern auch für Sabinens Liebesglück.

Seine letzten Worte zu seiner Tochter, die sich ihm beim Abschied in die Arme warf, sich fast stehend an ihn klammerte, sprachen ihr Mut zu. „Übrigens — hat er mir famos gefallen!“ schloß er dann lächelnd. „Und ich gratuliere dir!“

Sie erhob den Kopf. „Ach — Väterchen!“ kam's zaghaft von ihren Lippen.

So siegesgewiß wie er war sie nicht.

* * *

Zwischen den beiden Zurückbleibenden herrschte ein paar Tage lang eine seltsam bedrückte Stimmung: keines wußte, wie weit das andere eingeweiht war.

Außerlich bestand dabei das beste Einvernehmen. Sie hatten auch Beschäftigung, die sie zerstreute. Die Verlobungsarten sollten ausgeführt werden, und da man in der Adressenliste unter diesen besonderen Umständen niemand vergessen wollte, erforderte die Aufstellung viel Nachdenken und Besprechen. Ganz von selber entwickelte sich dann zwischen den Damen die von beiden ersehnte offene Aussprache, als zum erstenmal der Name Wyschnewski genannt wurde.

Aber im Verlauf des Gesprächs über die Werbung des jungen Seeoffiziers, über die feindselig abwartende Haltung seiner Verwandten und über den Streit, in den Sabinens Vater jetzt verwickelt war, kam es für Asta zu einer schreckhaften Bestürzung.

„Wie denn — dein Papa hat gesagt: er will die Sache dem Gericht übergeben?“

Sabine sah sie mit ihren klaren, braunen Augen verwundert an. „Gewiß, Asta.“

„Dem Gericht?! Eine Klage beim Gericht?!“
 „Wie hast du dir's sonst gedacht, Asta? Was bleibt ihm denn übrig?“
 „Damit vergrößert man doch nur das Gerede! Ach, Sabine! Nein, verstehst du das denn nicht? . . . Ich bin ja außer mir!“

Für Sabine hatte die Vorstellung eines Prozesses zuerst auch etwas Peinliches gehabt. Aber als Juristentochter hatte sie sich dann doch ziemlich rasch darein gefunden. „Es liegt Väterchen doch am nächsten, daß er ehemalige Amtsgenossen darüber urteilen läßt,“ meinte sie.

„Ja, höre, aber dann werden womöglich aus der Vergangenheit tausend Dinge wieder hervorgezogen — bei der allgemeinen Standalsucht breitgetreten . . . Nein, das darf dein Papa nicht, das will und will und dulde ich nicht!“

„Asta —! Ja, ist dir denn der unklare Zustand jetzt lieber?“
 „Lieber als . . .“ Sie war aufgesprungen und durchmaß das Zimmer voller Verzweiflung.

Sabine fühlte sich durch die seltsame Scheu Aitas vor dem Gericht immer mehr befreundet. „Papa sagte, unser Leben müßte so klar vor aller Welt daliegen, daß niemand mehr ein Recht haben sollte, auch nur mit einem Wimperzucken Mißtrauen auszudrücken.“

Nervös spielten Aitas Finger mit den auf dem Tisch aufgeschichteten Briefumschlägen, die die kunstvoll ausgeführten Verlobungsarten aufnehmen sollten. Sie bemühte sich, Sabine ihr Antlitz im Verlauf dieser Unterredung zu entziehen. Die verwundert erschrockenen Blicke des jungen Mädchens bereiteten ihr geradezu ein stechendes Unbehagen.

„Ach Sabine — hier spricht doch noch ganz anderes mit!“
 „Aber was denn — um Himmels willen?“

„Hätten wir denn so lange zu allem geschwiegen, mein Vater und ich, hätten wir uns nicht längst gewehrt, wenn uns nicht die Hände gebunden gewesen wären?“

„Die Hände gebunden?“
 Asta warf sich leicht aufstöhnend mit beiden Armen gegen die Balkentür. „Wie kann ich dir das klar machen? Du weißt ja nicht, was ich damals durchlebt habe.“ Sie wandte sich plötzlich gegen Sabine um. „Die Schuld meines unglücklichen Mannes ist bis heute noch nicht erwiesen. Es gab keinen Kläger, also auch keinen Richter. Aber wenn die ganze Sache jetzt aufgerollt werden soll, dann — dann . . .“

„Dann wird er belastet, meinst du? Aber dein Name, Asta, der jetzt uns mitgehört, der steht dann wieder steckenlos da. Asta, so ist es doch?“ Eine plötzliche Angst trieb Sabine zu ihr hin. Sie umfing sie mit beiden Armen und sah ihr starr ins Gesicht. „Warum weichst du mir aus, Asta?“

„Zweifelst du denn an mir, Sabine?“
 „Um Gottes willen — nein, nein, nein!“
 Ein paar Sekunden lang standen sie einander tief aufatmend gegenüber. Aug' in Auge. Durch beider Brust ging ein wahrer Sturm.

„Vielleicht ist es nur Mitleid, nur Erbarmen, Sabine,“ sagte Asta endlich tonlos.

„Mitleid mit dem, der dir so bitteres Unrecht zugefügt hat?“
 „Ja. Mit meinem unglücklichen Mann.“

„Also — ist er schuldig?“
 „Ich habe keinen Beweis!“ rief sie rasch. „Aber ich — fürchte es doch,“ setzte sie leiser hinzu.

Sabine fuhr in einem plötzlichen Frostgefühl zusammen. „Der eine Fehltritt hat ihn aus Rang und Stand, aus Glück und Behagen in die weite Welt hinausgetrieben — durchs Elend hat es ihn hindurchgepeitscht — er ist so unglücklich geworden, so unglücklich . . . War denn das nicht Strafe genug? Warum jetzt von neuem eine Heße, die ihn un den letzten Halt bringen muß?!“

Sabine war viel zu weich und empfindsam, als daß ein Appell an ihr Mitleid ergebnislos verhallt wäre. Sie ward sehr nachdenklich. Von diesem Gesichtspunkt aus hatte sie den Streit allerdings noch nicht übersehen.

„Du selbst, Asta, hast ihm also alles vergeben?“ fragte sie leiser, zarter, jetzt eher bewundernd.

Asta zögerte ein paar Sekunden mit der Antwort. „Vergeben? Ja — alles!“ kam es dann mit plötzlicher Leidenschaft von ihren Lippen.

„Trotzdem du so viel darunter gelitten hast?“

„Hat er's selbst nicht um so schwerer gebüßt? Sabine, denke dir doch, er hat gedarrt, gehungert, er war krank und elend, und keine Menschenseele hat sich seiner erbarmt, ja, Papa sagt, in Bombay hätte er gelebt wie —“ Sie konnte nicht weitersprechen, ein plötzliches Schluchzen erschütterte sie.

Endlich faßte sie sich wieder. Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und nahm einen Gang durchs Zimmer auf, beim Sprechen immer wieder stehen bleibend.

„Und nun heißt es, er sei nach Deutschland zurückgekommen. Er ist draußen nicht untergegangen, nicht im Elend zugrundegegangen. Er hat sich aus dem Schlimmsten herausgerettet. Papa meint, es würde ihm vielleicht noch gelingen, sich wieder eine Stellung zu schaffen. Und daran sollte ich ihn hindern? Oder sollte gleichgültig zusehen, wie ihm der Boden wieder unter den Füßen fortgezogen wird . . . Nein, nein, nein, das wäre ja unmenschlich, das wäre ja schlecht!“

Es prägte sich in ihrer Haltung, in ihrem Ton eine wahre Verzweiflung aus. Auch in Sabine war alles aufgewühlt. In großer Hast spannte sie den Gedanken aus: was geschah, wenn ihr Vater, wie Asta es wollte, die Klage nicht anstregte?

Seinem Ruf, das hatte er ihr selbst gesagt, war er's schuldig, den Rechtsweg zu beschreiten. Schweigen würde seinen Gegnern wie ein Eingeständnis der Schwäche vorkommen — und würde vor allem Asta dauernd belasten.

Noch mehr aber bedeutete Aitas Rechtfertigung für sie selbst: Wjshnewski's Verwandtschaft hatte sie ja gewissermaßen zur Bedingung gemacht. Ihr eigenes Liebes- und Lebensglück stand also auf dem Spiele.

Asta war zum Schreibtisch getreten und blätterte mit nervöser Hand im Kursbuch.

„Ich muß nach Berlin — mit deinem Vater sprechen!“ sagte sie erregt.

Nun drängte sich's Sabine in ihrer Seelenangst auf die Lippen: „Asta — es mag ja grausam egoistisch klingen — aber hast du dir denn auch vorgestellt, was für mich davon abhängt?“

Starr blickte Asta sie an — ganz fassunglos. An diese Wendung hatte sie noch nicht gedacht.

Darauf blieb es lange still zwischen ihnen.

Es war spät am Abend. Sabine fühlte sich völlig erschöpft. Die Vorstellung, daß sie ihr Glück mit der Vernichtung eines fremden armen Menschen erkaufen sollte, peinigte ihr weiches Gemüt, das in diesen Tagen schon so vielfach erschüttert worden war.

„Gut, Asta,“ sagte sie leise, „schreibe Papa alles offen und ehrlich — so wie du mir's auseinandergesetzt hast. Er mag dann entscheiden. Ich will nicht das Unglück eines anderen. Ich werde es ihm auch noch schreiben — ausdrücklich.“

„Und Wjshnewski?“

Sabine schluckte, sie wollte noch etwas sagen; aber der Druck auf ihrer Kehle war so stark, daß sie abbrechen mußte.

Stumm verließ sie das Zimmer. Als sie im Bett lag, preschte sie das Gesicht ins Kissen. Sie war in einem wahren Kampf mit sich.

Asta war's unmöglich, Sabine so bald schon zu folgen. Es graute ihr vor jedem weiteren Wort mit dem jungen Ding. Sie tat ihr leid.

Noch schmerzlicher, noch aufwühlender aber war die Sorge: wie verhielt sich Theo, wenn der Rechtsstreit von damals wieder in Fluß kam? Und welche Rolle würde sie darin spielen — gar ihr Vater?

Und wieder überflog sie die Seite im Kursbuch.

Sie mußte, sie mußte nach Berlin — mit Gernot reden — schlimmstenfalls ihm die Wahl stellen. Es handelte sich nun um Sein oder Nichtsein.

Als Asta in Berlin eintraf, befand sich Gernot in seinem Wahlkreis. Er hatte nach Schwarzburg nichts über sein Vorhaben, diese Reise auszuführen, berichtet. Asta, die etwas abergläubisch war, empfand das nun wie eine Warnung, wie eine Schicksalsfügung.

Sie hatte Sabine fest versprochen, noch am gleichen Tage zurückzukehren. Zwischen den beiden Zügen lagen nur ein paar Stunden. Als sie bei ihrer Ankunft auf eine telephonische Anfrage am Kurfürstendamm erfuhr, daß Gernot verreist war, setzte sie sich sofort mit ihrem Vater in Verbindung. In der Reitbahn wollte sie nicht mit ihm zusammentreffen. Er sollte also sofort nach Hause kommen.

Während sie von der Bahn aus im offenen Larameter nach dem neuen Westen fuhr, wirkte der Glanz der jungen Weltstadt wieder belebend und erfrischend auf sie ein. Es war ein warmer, strahlend sonniger, wunderbarer Junitag. Die vielen hellen Toiletten der Damen, die bunten Sonnenschirme und flotten Hüte, die Fülle der Blumen, die auf den Straßen und Plätzen von Händlern und Händlerinnen, in Ketten, Kopf neben Kopf aufgespiant, feilgeboten wurden, Militär, das mit klingendem Spiel an ihrem Wagen vorbeifam, die eleganten Schaufenster, der lebhafteste Verkehr: das alles entzückte sie. Sie fühlte wieder: sie war für die Stille romantischer Waldtäler nicht geschaffen.

Und hier im tollen Wirbel des Großstadtlebens ward sie auch gleich wieder viel selbstbewußter.

Was konnten denn diese paar hämischen Stimmen ihr anhaben — ihr, die überall, wo sie sich zeigte, gefeiert wurde?

Sie empfand es mit Genugtuung, wie im Vorüberfliegen die Blicke aller Spaziergänger an ihr hängen blieben. Ihre geschmackvolle Toilette fiel auf, ihr rotblondes Haar, ihr pikantes Gesicht, ihre ganze pariserische Erscheinung.

In der Bohnung sah es hunterbunt aus. Das Mädchen hatte „Großreinemachen“ vorgenommen und die Hunde den Vormittag über während der Abwesenheit des Hausherrn ins Badezimmer eingesperrt. Es empfing sie also ein lebhaftes Konzert. Als sie die bellende kleine Gesellschaft herausließ, ward sie mit lebhafter Freude umsprungen.

Mitten in den Wirwar — kaum daß sich Asta über die nächsten wirtschaftlichen Dinge mit dem Mädchen auseinandergesetzt hatte — fiel die Ankunft des Hausherrn.

Sirt von Soter hatte sich in den letzten Wochen, die Abwesenheit seiner Tochter benutzend, den Frühshoppen angewöhnt. Nach der letzten Reitstunde des Vormittags war er in einem in der Nähe der Bahn gelegenen Weinklokal eingelehrt, wo sich ein großer Stammtisch von Sportsleuten und älteren verabschiedeten Offizieren befand. Beim Frühstück pflegte er sich dort so festzuliepen, daß er nachher nur wenig Appetit zum Mittagessen heimbrachte. Er stärkte sich dann für den Nachmittags- und Abenddienst durch einen gründlichen Schlaf auf dem alten Ledersofa.

Sein Gesicht war von den Ausritten in der Junisonne ebenso stark gebräunt wie seine Nase gerötet von der täglichen „Notsponpulle“. Eine leidliche Entschuldigung für diese neue Angewohnheit besaß er ja: es war immerhin von Wert, daß er gerade jetzt, wo sich eine so allgemeine Klatscherei über sie aufgetan hatte, den Anschluß an die Herren vom Stammtisch nicht verlor. In seiner Abwesenheit mochten die sich doch gewiß darüber unterhalten haben, ob und in welcher Weise sie ihm gegenüber zu der Zeitungsrederei Stellung nehmen sollten. Es war mithin ein gutes Zeichen, daß sie ihn nach wie vor willig unter sich duldeten. Freilich war er ja auch meist der Gebende — mit seinem anerkannten Talent für derbe Anekdoten, mit seiner reichen Personalkennntnis, mit seinen tausend sportlichen Erfahrungen.

Die erste Frage Soters an seine Tochter war die: warum denn die Verlobungskarten noch nicht ausgeschiedt worden wären. Er war mehrfach von näheren Bekannten darauf angesprochen worden, ob etwas Wahres an der Sache wäre. Und seine Kollegen von den anderen großen Reitbahnen hatten es auch

schon erfahren und sahen ihn, wenn sie ihm im Tiergarten, auf dem Hippodrom oder im Grunewald draußen begegneten, mit ganz besonderen Blicken an. Denn es hieß allgemein, Gernot wäre Millionär.

„Das ist ja nun sicher übertrieben,“ meinte Sirt von Soter, seine Burenpfeife in Brand legend, „aber allzu weit davon ab stehen seine Finanzen nicht.“ Und er berichtete, wie hoch einer der Herren, der eingeweiht schien, die verschiedenen Erbschaften, die dem ehemaligen Oberlandesgerichtspräsidenten in den letzten Jahren von seinen Verwandten zugefallen waren — besonders die des reichen Grubenbesizers Bressentin — tariert hatte. Er ließ die Tabatpfeife von einem Mundwinkel in den anderen wandern, hob die beiden Deckel am Nacken in die Höhe und schwang sie durch die Luft. „Hol's der Teibel, wenn ich an seiner Stelle wäre, ich würde auf den ganzen elenden Reichstagskrempl hier verzichten, mich irgendwo in der ländlichen Stille ansiedeln — und dann könnte mir die ganze Bande den Budel lang rutschen! So wär' ich! Tä — ein Rittergut zu kaufen, irgendwo so im Preußischen oder Pommerschen, das wäre für ihn doch jetzt ein Pappentriegl.“

„In der Einsamkeit!“ wiederholte Asta, schon im Gedanken an ländliche Abgeschiedenheit sich leicht schüttelnd. „Einsamkeit hab' ich in den letzten Jahren gerade genug durchgemacht. — Nein, ich will jetzt leben, ich will nicht mehr vegetieren wie bisher, ich will mein Leben noch genießen!“

„Aber wer hindert dich denn?“

„Alles, alles, alles will sich mir in den Weg stellen!“

„Tä — das bißchen Zeitungsschreibertinte und Drucker-schwärze! Berlin ist doch nicht alle Welt? Ihr müßt ja nicht gerade in Berlin sein. Denkst du denn, draußen im Reiche spricht man auch nur drei Tage lang darüber? Ja, wenn's hoch kommt, auf dem Gestüt vielleicht. Da sind ja aber auch schon längst andere Leute. Aus der damaligen Zeit ist kein einziger mehr da, ich hab' neulich noch extra gefragt. Nun also: was bedeutet dann der ganze Kram hier in Berlin für dich und für Gernot? — Packt die Koffer und geht auf Reisen. Und zwar dall! — Himmel, ich sollte nur den sechsten Teil von Gernots Zechinen haben, dann blieb' ich mit keinem Bein mehr in dem stumpfsinnigen Nest hier. Wozu ist denn Paris da, he? Und die Season in London? Und im Frühherbst Baden-Baden? Hol's der Teibel! Aber so ist's ja immer: wer zu leben versteht, der hat gewöhnlich das Kleingeld nicht dazu, und die das große Portemonnaie in der Tasche haben, die verjuxen ihre schönsten Jahre mit tausend Philistherbedenken!“

Er war äußerst kriegerisch aufgelegt; daran hatte der Frühshoppen natürlich auch seinen Anteil.

Asta erkannte einige von den Gründen ihres Vaters wohl an. Aber sie wußte auch, daß er Gernots Persönlichkeit ganz und gar nicht verstand. Ihr Vater hielt für oberflächliches Strebertum, was bei Gernot tiefwurzelnde Überzeugung war. Seine Beziehungen hier aufzugeben, das war eine Zumutung, die sie auch unter sonst normalen Verhältnissen nicht an ihn hätte richten können. Die augenblicklichen Umstände machten es aber ganz unmöglich. Wenn Gernot jetzt sein Mandat niedergelegt hätte, um vom politischen Schauplatz zu verschwinden, so würden seine Gegner wie die Meute über ein Wild hergefallen sein: sein Rückzug wäre im Urteil der Welt einer Fahnenflucht gleichgekommen, einem Eingeständnis seiner Ohnmacht.

„Und doch, wenn er hier bleibt: ich habe keine Ahnung, wie das alles enden soll!“ jagte Asta. Und daran schloß sie die Mitteilung, daß Gernot die Sache vor Gericht zum Austrag bringen wollte.

Bis zu diesem Augenblick hatte Sirt von Soter die Zukunft noch immer in leidlich rosigem Licht gesehen. Die Aussicht auf eine Gerichtsverhandlung jagte ihm aber einen tödlichen Schrecken ein.

Starr und steif, mit vorgebeugtem Kopf, blieb er mitten im Zimmer stehen. Sein Gesicht ward dunkelrot — gleich



Der Herrgottschneider.
Gemälde von Tobh. E. Rosenthal.

darauf wich alles Blut wieder zurück. Er fand nicht die Herrschaft über sich, geordnet einen Satz zustande zu bringen. „Ja — ist er denn — des Teibels?“ entrang sich's endlich seinen Lippen.

Es gab ein langes Hin und her. Asta, die der übergroße Schreck ihres Vaters noch mehr beängstigte, ließ sich zu bitteren Vorwürfen hinreißen. „Jetzt rächt sich alles!“ sagte sie schließlich ganz erschöpft. „Und wer daran die Schuld trägt . . .“ Verzweifelt aufstöhnend brach sie ab.

Er unternahm einen langen Gang durchs Zimmer, wobei in seinen aufgeregten Reden mehr und mehr der Choleriker zum Durchbruch kam. Ungeordnet, unlogisch warf er in seinem Grimm allerlei durcheinander, um die größte Schuld von seinen Schultern abzuwälzen.

„Und das kann ich dir nur sagen, Asta: wenn es jetzt wirklich verquer geht, dann trägst du dafür selbst die meiste Verantwortung. Ja, ja, du!“

„Ich? So!“

„Wozu war denn nur die Wartezeit nötig, he? Wozu? Das war doch bärer Unsinn. Oder etwa nicht?“

Sie zuckte bloß die Achsel. Was in ihr vorgegangen war bei den Begegnungen mit Theo, das ahnte er ja nicht.

„Ihr hättet doch schon vor vier Wochen Hochzeit machen können. Das stimmt doch, wie? . . . Na, dann wärest du heute seine Frau. Von. Und da wär's doch viel eher möglich gewesen, ihm alles Nötige zu sagen.“

„Ihm was zu sagen?“ fragte Asta scharf.

Er zündete wieder mit unsicheren Händen seine Pfeife an und paffte dicke Wolken in die Luft. „Na, wie damals Hase lief — wie sich das so machte, daß man in die Bredouille kam . . .“

„Du denkst, ich würde ihm das alles jemals sagen?“ Sie hatte sich hastig nach ihm umgewendet und sah ihn getadegu entsezt an.

„Ja, es wird doch jetzt nichts anderes übrig bleiben.“

„Und das sprichst du aus — so — als ob das gar nichts wäre?!“

Er streckte verzweifelnd beide Arme aus. „Ja, nutzt es was, sich auf den Kopf zu stellen?“

„Aber es ist doch ganz ausgeschlossen!“

„Weshalb? Wenn er wirklich so furchtbar verliebt in dich ist . . . Je, nun laß doch die Grimassen! — Kommoder wär's allerdings gewesen, für uns beide, du hättest es ihm jetzt nicht als seine Braut, sondern schon als seine Frau aus-einandersehen können. Und auch weniger riskant.“

Der Zynismus, den seine ganze Anschauungsweise verriet, hatte sie noch nie so abgestoßen wie eben jetzt.

„Schweig mir doch um Himmels willen von solchen Vorstellungen.“

„Wie du willst, Asta. Aber wie komme denn ich dazu, daß ich mich nun mit dem verfluchten alten Kram wieder ab-ärtern muß? Alles war eingeschlafen — maujetot — und deine Partie — so nett alles daran sein könnte — macht's wieder springlebendig. Glaubst du, mir ist das angenehm? Klage, Gericht — verflucht noch eins. Im September, spätestens im Oktober würde die Verhandlung sein — die Gerichtsferien kommen dazwischen — viel Zeit hast du also nicht mehr, um einzulassen.“

„Er hat doch aber ausführlich mit dir gesprochen? Warum hast du wenigstens nicht den Versuch gemacht . . .“

„Wußte ich denn, daß er gleich aufs Ganze gehen würde? Zum Geier, und so im Gespräch, da ist es eben die Selbsterhaltungspflicht, daß man die Sache so günstig wie möglich für sich dreht. Aber vor dem Richter — hol's der Teibel!“

Sie war ganz blaß geworden. „Du meinst, das würde dann alles zur Sprache kommen — auch das mit der Fahrt nach Hamburg — und alles andere?“

„Ja, wofür zettelt er denn sonst die Geschichte an? Er verklagt den Redakteur, der den Artikel geschrieben hat, wegen

Beleidigung. Nicht wahr? Na, dann gib't's 'ne Schöffengerichtssitzung, das Federvieh führt den Wahrheitsbeweis, wir werden vernommen, es heißt schwören, und der Kladderadatsch ist da!“

„Schwören?“ wiederholte Asta tonlos.

„Na, hoffentlich schiebt man uns den Eid auch nicht zu, weil wir beteiligt waren. Das weiß man doch heute alles noch nicht. Aber einen Zeugen haben sie, der uns sicher in die Pfanne haut: das ist unser Freund Theo.“

Asta hatte die Hände gegen die Schläfen gepreßt. Sie sah das Schloß im Monde, das sie sich in ihren halbawachen Träumen schon so lockend aufgebaut hatte, jämmerlich zusammenstürzen.

„Theo . . . wird sich rächen, meinst du?“

„Wenigstens: was hätte er für ein Interesse daran, uns zu schonen?“

„Er könnte es, meinst du?“

„Gewiß. Aber das geht ihm jetzt doch sicher verteuelt an die Nieren, wenn er hört: du bist verlobt. Sentimental, wie er die Sache nun einmal auffaßt —“

„Er liebt mich!“ stieß Asta aus, gegen ihren Vater mehr und mehr von einer fast leidenschaftlichen Gegnerschaft erfüllt. „Ja . . . er liebt mich immer noch! . . . Er hat es mir gesagt!“

„Du hast ihn gesprochen?“ fragte Soter verblüfft.

„Ja. Er hat mich hier aufgesucht. Mehrmals. Und für mich . . . ist er ganz der Alte geblieben.“

Sitz von Soter hatte sich erhoben. Er legte die Pfeife weg, die ihm wieder ausgegangen war, und steckte die Zäufte in die Tasche. „Das nehme mir niemand übel —. So was! Also hast du dich ihm mit gebundenen Händen ein für allemal ausgeliefert? . . . Ja, hast du denn gar keine Befinnung mehr gehabt? . . . Und keine Furcht vor Gernot?!“

Sie kämpfte noch mit sich. Endlich kam es erschöpft von ihren Lippen: „Ich liebe ihn . . . ich habe nie aufgehört, ihn zu lieben.“

„Heiliges Kreuz!“

„Alle Schuld an seinem Unglück tragen wir. Jawohl, wir beide. Nein, darüber laß uns um Himmels willen einander nichts vormachen. Ich kann dir nur sagen: was ich jetzt in den paar Wochen wieder durchlebt habe, das gönne ich meinem Todfeind nicht.“

Hastig wendete er sich ihr plötzlich zu. „Und deswegen hast du auch Gernot warten lassen? Deswegen?“

„Ja, deswegen. Hätte Theo nur halbwegs die Möglichkeit zu leben gehabt: ich wäre mit ihm gegangen, so sicher wie ich hier stehe.“

Er war außer sich. Zornig lachte er auf. „Das wird ja immer schöner. Und du bist nun die kluge, kühle Asta. Ja, erbarme dich, hast du dir denn auch überlegt, was geschehen wird, wenn nun noch die Eifersucht dazu kommt? Er wird uns kurz und klein machen. Darauf geb' ich dir Brief und Siegel. Kurz und klein.“

„Das wird er nicht. Er hat mir geschrieben. Er hat mir versprochen, daß er . . . mein Glück nicht stören wird.“

„Wußte er da schon, daß die Geschichte von damals vor Gericht gezerrt werden wird? Und daß er dann zweifellos gleichfalls zitiert wird?“

„Nein. Das ahnt' ich doch selbst nicht.“

„Dann können wir ja was Liebliches erleben.“

Was selten vorkam: sogar der Appetit auf seine Pfeife war ihm vergangen. Die Hände auf dem Rücken vrschränkend, ging er mit großen, klirrenden Schritten auf und nieder. Kam ihm einer der Hunde in die Quere, so versezte er ihn zornig einen Tritt.

„Du wirst nun also einsehen, Asta: zu einer öffentlichen Verhandlung darf's nicht kommen. Unter keinen Umständen. Nichte dir die Sache ein, wie du willst. Sei klug dabei, diplomatisch. Aber am besten, du zögerst nicht lange.“

„Ich kann es ihm nicht sagen. Was verlangst du von mir? Das wäre ja, um in den Boden zu sinken. Und er würde auch in derselben Stunde von mir gehen.“ Sie schluchzte. „Und dann . . . dann . . .“

Sitz von Soter zuckte die Achseln. „Hol's der Teibel! Und alles war so schön im Gange!“

Er starrte durchs Fenster auf den Platz. Beide schwiegen. Endlich begann er wieder zögernd, seinen Ton etwas ändernd:

„Von dem einzigen Ausweg, den ich sehe, willst du also nichts wissen?“

„Was für einen Ausweg siehst du?“

„Ja . . . was ich dir schon vorhin sagte.“ Wieder zögerte er. „Wenn du ihm die große Beichte ablegst, dann . . . dann müßtest du eben schon seine Frau sein.“

Seine Spekulation empörte, erniedrigte sie. Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Sprich nicht so darüber. Ich ertrage es nicht.“

Er kam dennoch wieder darauf zurück. „Die Hochzeit ist auf den Herbst festgesetzt, wie?“

„Ja. September. Gott im Himmel, quäle mich doch damit nicht!“

„Sie müßte eben schon im Juli sein. Ganz einfach. Das ist meine Meinung. Freilich, wie du's anfängst, das wäre ja deine Sache. Frauenjache.“

„Schweig, schweig, schweig! Ich — kann nichts mehr darüber hören!“

Erstöpft, resultatlos, noch unerschütterlicher als sie gekommen war, ging sie wieder. Fremd und kühl verabschiedete sie sich. Ein Samenorn, das Wurzel in ihrer Vorstellung schlug, war ja aus dieser Unterredung zurückgeblieben. Aber doch fühlte sie

die Kluft zwischen sich und ihrem Vater so ungeheuerlich wie nie zuvor.

Als sie endlich wieder in der Bahn saß, um zu Sabine zurückzukehren, presste sie die Stirn in die Hände und sann verzweifelt über ihre Lage nach.

Die „glänzende Partie“, von der ihr Vater immer so begeistert gesprochen hatte, brachte ihnen jetzt wenig Segen. Unter Umständen kam es nun gerade dadurch zum Zusammenbruch.

Ein paar Minuten lang schloß sie die Augen. Sie dachte an die letzte Begegnung mit Theo.

In seinen Armen hätte sie vielleicht noch ein Glück finden können — ein stilles, heimliches Glück — ein Glück, um das die Welt sie nicht so hämisch beneidet haben würde wie um die glanzvolle Stellung an Gernots Seite.

Dann wäre die alte Schuld endgültig begraben gewesen! . . . Wie ihr's vor der Gerichtsverhandlung graute! . . .

Daß es Gernots unumtöschlich fester Wille war, den Richter entscheiden zu lassen, das ergab eine Mitteilung, die die Tagesblätter am nächsten Morgen brachten.

Sabine war es, die die Nachricht in der Zeitung zuerst entdeckte. Sie atmete tief auf, als sie's las. Denn sie sagte sich: zu gleicher Stunde ward das auch im Hause Wschnewski gelesen.

Das Blatt teilte nur kurz mit, daß der Reichstagsabgeordnete Doktor Gernot gegen den Herausgeber der Montagszeitung die Ehrenbeleidigungsklage eingeleitet hatte.

Alta sprach kein Wort. Aber sie fühlte ein Zittern in den Knien, das ihr's fast unmöglich machte, sich aufrecht zu halten. Nun war das Rad also im Rollen!

(Fortsetzung folgt.)

Das Farbenhören.

Ein Kapitel aus der modernen Psychologie.

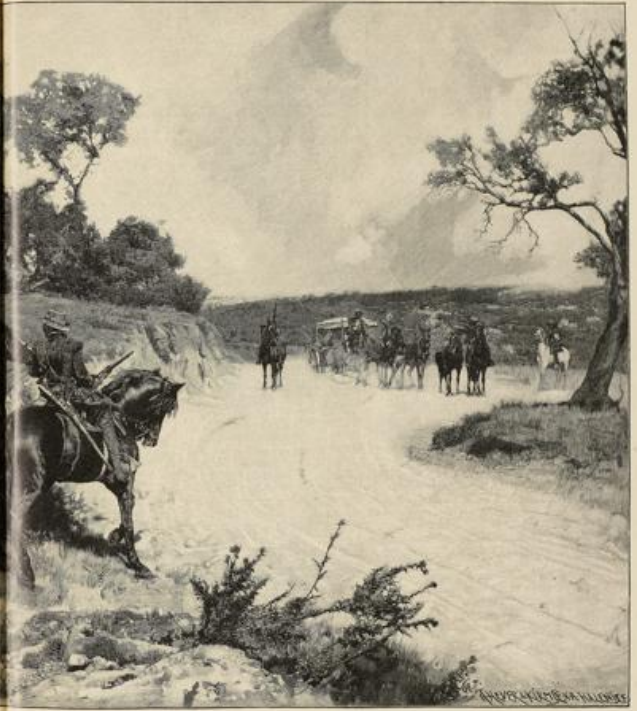
Von Dr. R. Sennig.

In der Tagespresse findet man von Zeit zu Zeit feuilletonistische Mitteilungen wissenschaftlichen Charakters über die Eigentümlichkeiten gewisser Personen, die mit den verschiedenen Bezeichnungen der Buchstaben, insbesondere der Vokale, ferner auch mit den Namen der Zahlen, Wochentage, Monate, mit musikalischen Klängen, Tonarten, ganzen Tonwerken usw. zwangsmäßig bestimmte, immer wiederkehrende Farbvorstellungen verbinden. In den Zeitungen pflegen derartige Mitteilungen fast regelmäßig als eine neue, ganz besonders merkwürdige und einzigartige Besonderheit betrachtet zu werden, während dieses sogenannte Farbenhören (französisch *audition colorée*) tatsächlich nicht nur eine weit verbreitete, sondern auch eine gut erforschte psychologische Erscheinung ist, deren Entstehungsursachen im wesentlichen als vollkommen geklärt gelten dürfen.

Unter den hierher gehörigen Tatsachen ist die einfachste die relativ häufig vorkommende Erscheinung, daß von den farbenhörenden Personen die einzelnen Vokale und Diphthonge in der Vorstellung als farbig empfunden werden, etwa a als grün, e als braun, i als gelb, o als dunkelrot, u als schwarz und entsprechend ei als bräunlich-gelb, au als schwärzlich-grün usw. Natürlich werden von jeder farbenhörenden Person andere Farben mit den einzelnen Buchstaben verbunden; immerhin läßt sich im allgemeinen die Regel aufstellen, daß mit den sogenannten „dunklen Vokalen“ (o und u) vorwiegend auch dunkle Farben, mit den „hellen Vokalen“ (e und i) auch helle Farben in Beziehung gebracht werden. Läßt doch überhaupt die Allgemeinverständlichkeit der Bezeichnungen „helle und dunkle Vokale“, „helle Töne“ usw. darauf schließen, daß ein Anlaß zur Verbindung von Laut- und Farbeindrücken bei allen

Menschen vorhanden ist. Eine gewisse Ähnlichkeit des Charakters zwischen den „hellen“ obertonreichen Vokalen und den hellen Farben ist für jedermann ohne weiteres erkennbar, wenngleich nicht anzugeben ist, welches der Vergleichspunkt ist, der beide ähnlich erscheinen läßt. Aus dem gleichen Grunde wird der Klang der Trompete von den Farbenhörenden regelmäßig als rot oder gelb bezeichnet, also den lebhaftesten und grellsten Farben gleichgestellt, während die dumpfen Töne des Kontrabasses oder des Fagotts so gut wie ausnahmslos als dunkelviolett, schwarz oder grau empfunden werden. Diese Art der Assoziation von Gesicht- und Gehörsinn, die Farbe und Laut ihres außergewöhnlichen Charakters wegen miteinander in dauernde Beziehung bringt, nennt man nach dem Vorgang Flournoys „Gefühlsidenassoziationen“.

Eine andere Art der Assoziationen, die von Flournoy als „habituelle Assoziationen“ bezeichnet werden, läßt die farbenhörenden Personen mit den jeweiligen Gehörseindrücken diejenigen Farbenempfindungen verknüpfen, die aus irgend einem Grunde ohnehin als ständige Attribute jener Gehörseindrücke aufzufassen sind. So ist es eine naheliegende und sich selbst erklärende „habituelle Assoziation“, wenn gelegentlich der Klavierton als schwarz-weiß gestreift, der Klang der Violine als holzbraun empfunden wird, usw. Hierher gehören aber auch die nicht seltenen Angaben, daß o als rot, e sowie die Zahl sechs als gelb, ei und entsprechend auch die Zahlen zwei und drei als weiß empfunden werden, so daß also die Namen der Farben auf die in ihnen enthaltenen hervorstechenden Vokale sozusagen abfärben. Natürlich werden durch diese Einflüsse die Vokale in jeder Sprache verschieden gefärbt: während etwa der Vokal e von Deutschen gern als gelb empfunden wird, wird er von Engländern mit



„Reiten und Raub ist keine Schande,
Das tun die Beier im Lande . . .“
Mitteldeutsches Jahrbuch.

Vorliebe als rot (red), von Franzosen als grün (vert) bezeichnet werden.

Eine dritte und letzte Kategorie der Assoziationen sind die sogenannten „privilegierten“. Sie basieren auf einer nur einmal oder einige Male stattgehabten zufälligen Verbindung zwischen Gehörs- und Gesichtseindruck. Wenn ein Kind z. B. seine ersten Buchstabenkenntnisse aus einem farbig gedruckten Alphabet geschöpft hat, so kann die Beziehung zwischen den entsprechenden Buchstaben und Farben sich unter Umständen für zeitlebens im Gedächtnis festlegen. Oder die Tatsache, daß auf den Abreißkalendern die Daten der Sonntage rot gefärbt zu sein pflegen, wird nicht selten dazu beitragen, daß der Sonntag in roter Farbe vorgestellt wird, während die bekannte Bezeichnung „blauer Montag“ ausreicht, um manche empfänglichen Individuen den Montag als blau empfinden zu lassen. Ein ganz besonders bezeichnendes Beispiel einer „privilegierten Assoziation“ ist das folgende: Ein Knabe fährt mit seiner Mutter über Land und fragt sie plötzlich, was für einen Wochentag sie haben. Die Mutter antwortet: „Mittwoch“, und im selben Augenblick fährt der Wagen an einem glänzend weißen Hause „mit einer Rolle daran“ vorbei. Dieser kurze, einmalige Eindruck genügt, um in dem Knaben auf viele Jahre hinaus bei jeder Vorstellung des Begriffs „Mittwoch“ die Erinnerung an ein weißes Haus „mit einer Rolle daran“ wachzurufen; in den späteren Lebensaltern verblaßte dieser Eindruck, doch die Vorstellung des Mittwochs als weiß blieb ihm zeitlebens erhalten. Derselbe Gewährsmann berichtet, daß er sich den Sonntag blau denke; als Ursache hierfür gibt er an, daß er als Knabe an Sonntagen stets einen schönen königsblauen Anzug trug.

Nur in seltenen Fällen lassen die Ursachen privilegierter Assoziationen sich mit solcher Genauigkeit feststellen wie in dem vorgenannten Fall. In der Mehrzahl der Fälle werden die farbenhörenden Personen keinen Grund anzugeben vermögen, warum sie sich einen Buchstaben, eine Zahl, einen Wochentag, einen Monat, ein Tonwerk usw. stets immer nur in der bestimmten, ein für allemal festgelegten Farbe vorstellen können. Die Ursache wird darin zu suchen sein, daß der Beginn des Farbenhörens und die Festlegung der individuellen Details fast immer schon in früher Kindheit erfolgt. — Vollkommen verkehrt ist es, zu glauben, daß die Symptome des Farbenhörens krankhaft seien, womöglich gar von nervösen Störungen zeugen. Es handelt sich hier vielmehr um vollkommen normale Ideenassoziationen, die von frühester Kindheit bis ins späteste Alter nahezu unwandelbar gleich bleiben und die genau ebensowenig krankhaft sind wie etwa die Erscheinung, daß jemand durch einen bestimmten Namen oder eine Melodie immer wieder an irgend ein besonders eindrucksvolles Ereignis seines Lebens erinnert wird. Ganz abgesehen davon, daß die Anschauung, das Farbenhören sei krankhaft, von der Forschung in anderer Weise einwandfrei widerlegt ist, spricht dagegen vor allem auch die weit über Erwarten große Verbreitung des Farbenhörens. Man darf nämlich annehmen, daß unter den Gebildeten mindestens jeder sechste Mensch mehr oder minder deutlich für das Farbenhören empfänglich ist.

Besonders interessant sind die Fälle, in denen Orchesterstücke und Tonarten oder auch einzelne Töne farbig empfunden werden. Auch hierbei können alle drei Typen der Assoziationen wieder im Spiel sein. Deutlich ist z. B. die habituelle Assoziation erkennbar in den Angaben eines Herrn, der das Vorspiel zum „Rheingold“ als dunkelgrün, die Musik zum „Feuerzauber“ als rot und gelb empfindet usw. Als habituelle Assoziation wird man auch die fast durchgängig sich findende Vorstellung des C-dur als weiß aufzufassen haben (lauter weiße Tasten auf dem Klavier!), eine Vorstellung, die sich dann zuweilen auf besonders charakteristische, in Cdur stehende Tonstücke überträgt, so z. B. die „Freischütz“-Ouvertüre oder den letzten Satz von Beethovens „Fünfter“. Ein Kaufmann Pro-

fessor gab mir an, er nähme beim Beginn dieses Sinfoniesatzes stets ein so intensives Weiß wahr, daß er unwillkürlich die Augen vor dem Lichtglanz schließen müßte.

Eine typische privilegierte Assoziation musikalischer Art ist es dagegen, wenn ein Herr den Beginn von Schuberts unvollendeter H-moll-Sinfonie als blau empfindet, weil er beim ersten Anhören der Sinfonie durch die hoch über allen anderen Instrumenten schwebende Klarinette an den blauen Himmel erinnert wurde, der sich über der Erde ausspannt. Das Gleiche gilt für die Auffassung des F-dur als grün, weil durch die Tonart die Erinnerung an das in F-dur stehende „Pastorale“ ausgelöst wurde. In den meisten Fällen wird es nicht möglich sein, für die farbige Auffassung eines musikalischen Eindrucks einen bestimmten Grund anzugeben. Meist werden dabei vergessene privilegierte Assoziationen, vereinzelt Gefühlsassoziationen als Ursache in Betracht kommen. Individuell herrschen dann bei der Auffassung ein und desselben Ausdrucks natürlich ebensolche Verschiedenheiten vor wie im ganzen übrigen Gebiete des Farbenhörens. Ein Grund, warum etwa der eine das Vorspiel zum „Lohengrin“ als hellblau, der andere als goldfarben bezeichnet, ein Grund, warum G-dur bald als rot, bald als grün oder gelb bezeichnet wird, ist natürlich absolut nicht zu erkennen. Eigenartig berührt es jedenfalls, wie jeder Farbenhörende seinen farbigen Eindruck, insbesondere für Zahlen, Vokale und Wochentage, als den einzig möglichen ansieht, wie er jede abweichende Farbendefinition als eine Unbegreiflichkeit und Ungeheuerlichkeit ablehnt.

Von vereinzelt Ausnahmen abgesehen, die vorwiegend als pathologisch zu betrachten sind, existiert das Farbenhören stets nur in der Vorstellung; die Farben werden also nicht wirklich gesehen, sondern nur vorgestellt, allerdings zwangsmäßig, so daß von einer bewußten geistigen Arbeit bei diesem Prozeß nicht die Rede sein kann. Um diesen Vorgang zu verstehen, sei kurz darauf hingewiesen, wie alle Menschen, um rein abstrakte und theoretische oder Kollektivbegriffe voll zu verstehen, genötigt sind, sie sich durch sinnlich wahrnehmbare Vorstellungen zu ersetzen. Um etwa den Begriff „Baum“ zu erfassen, stellt sich wohl fast jeder Mensch in ganz unbestimmten Umrissen ein Gesichtsbild vor, das einen ganzen Baum oder auch nur einen Teil davon (Stamm, Krone) umfaßt. Oder um den Begriff „Indien“ zu verstehen, reproduziert sich der eine in Gedanken den entsprechenden Teil der Landkarte oder des Globus, der andere sieht vielleicht eine indische Landschaft vor sich, der dritte sieht Bewohner Indiens und der vierte wohl gar das Wort „Indien“ geschrieben oder gedruckt vor seinen geistigen Augen. So ist das Bedürfnis nach einer sichtbaren Verdeutlichung von abstrakten und Kollektivbegriffen allgemein verbreitet und nimmt manchmal zu sehr sonderbaren Hilfsmitteln seine Zuflucht, wie jeder bei einiger Aufmerksamkeit an sich selbst beobachten kann. So wurde gelegentlich der Begriff „Zweck“ als Bindfaden vorgestellt, „Erhaltung der Kraft“ als Küchenuhr (weil an deren Gewichten das Geseß zuerst klar wurde), „Gott“ als rötliche Wolke oder als freundliches Vollmondgesicht. Flourenoy erzählt von sich selbst, er stelle sich den Begriff „Seele“ als ein mit der Spitze in den Raum hinausfliegendes Dreieck vor; viele Jahre sei ihm der Grund dieser wunderlichen Assoziation unklar gewesen, bis er schließlich fand, daß der accent circumflexe des französischen Wortes „âme“ deren Urbild darstelle! — Derartige Beispiele ließen sich nach Belieben mehren.

So schafft sich jedermann seine eigenen sinnlichen Verdeutlichungen, zwangsmäßig, ohne geistige Anstrengung und fast immer gänzlich unbewußt. Wer nun von vornherein farbig zu empfinden gewohnt ist, ist eben geneigt, sich nach Möglichkeit auch überall farbige Hilfsbegriffe zu erfinden: er ist dann übrigens zum Farbenhören befähigt. Man braucht noch durchaus nicht zum eigentlichen Farbenhören befähigt zu sein und kann sich trotzdem, veranlaßt durch den fast allgemeinen

Gebrauch der Atlanten, auf der Landkarte alle etwa englischen Kolonien als rot, Spanien als gelb vorstellen usw. Wie alle die genannten mannigfaltigen Assoziationsbilder etwas durchaus Natürliches und Selbstverständliches und nichts weniger als eine pathologische Erscheinung sind, so muß man auch das Farbenhören als einen völlig normalen psychologischen Vor-

gang betrachten, der zwar den Uneingeweihten bei der ersten Begegnung höchlichst überrascht, der aber nicht rätselhafter und abnormer ist als die unendlich vielen sonstigen Ideenassoziationen des menschlichen Hirns. Jedenfalls gehört das Farbenhören zu den interessantesten und anregendsten Gebieten der modernen Psychologie.

Die deutsche Post im Orient.

Von Ernst Niemann.

In dem großen, über drei Erdteile ausgebreiteten islamitischen Weltreiche hatten die klugen Kalifen Posteinrichtungen geschaffen, die wir in ihrer Großartigkeit noch heute als die Vorläufer der modernen Post bewundern. Und ein Jahrtausend später, als die Welt schon unter dem Zeichen des Verkehrs stand, als Eisenbahnen, Posten und Telegraphen zu einem Bedürfnis des täglichen Lebens geworden waren, fanden die fränkischen Kaufleute unter der türkischen Herrschaft, der schwächlichen Erbin des Kalifats, nicht einmal ein Postweien, das auch nur den billigsten Anforderungen der Zeit genügt hätte.

Bis 1840 war die türkische Post eine lediglich für Staatszwecke bestimmte Anstalt; für das Volk und für die Fremden waren die grotesken Tatarenkurier nicht da. Und weil der Diwan auch außerstande war, auf dem Wege internationaler Verträge geordnete postalische Beziehungen mit dem Abendlande herzustellen, mußten die fremden Gesandten zu dem Mittel greifen, für ihre Staatsdepeschen eigene Kurier einzurichten. Diese Kabinettkurier bildeten sich mit der Zeit zu einem regelmäßigen Postdienst auch für die fremden Staatsangehörigen aus, bis schließlich die erweiterten Handelsbeziehungen die heutigen sachmännlich organisierten und verwalteten fremdländischen Postämter erforderten. Zuerst in Konstantinopel, dann auch in fast allen türkischen Hafenplätzen des Mittelmeeres und am Schwarzen Meere, sowie in den wichtigsten Städten fränkischen Handels, in Adrianopel, Philippopel usw.

Das im Jahre 1870 in Konstantinopel errichtete deutsche Postamt hat sich eine führende Stellung unter den abendländischen Posten erworben und ist zu einem Mittelpunkt der deutschen Kolonie geworden. Wie ein Heimatgruß leuchtet's dem deutschen Landsmann entgegen, wenn er in der großen, ihm wildfremden Stadt dort am Fuße der großen Steintreppe, die hinauf nach Pera führt, einen stattlichen „Han“ erblickt, über dessen Tür die goldene Inschrift „Kaiserlich Deutsches Postamt“ prangt; wenn er dort alles so heimatisch findet, deutsch von den gefälligen Beamten bis zum Formular. Fremdartig nur mutet die Stätte an, wo der Kawedschi (Kaffeefieder) seines Amtes waltet. Aber was wäre ein rechtschaffener „Han“ ohne Kawedschi, was im Lande des Propheten ein Postamt, auf dem nicht einmal ein teurer Kunde zu einem Kaffee mit obligater Zigarette „näher treten“ dürfte, um die Falten von seiner Stirn zu scheuchen? Auch die achtzehn Unterbeamten sind Orientalen. Da sind die „Hamale“, die unverwüsthlichen Transporteure des Postamts, die die schwersten Lasten durch die holperigen Straßen schleppen, die Briefträger, die in Stambul jeden Winkel kennen; da ist ferner vor allem der Kawaf, der Schutzgeist und Schaffner der deutschen Post. Seine polizeilichen Befugnisse machen ihn zu einer Respektsperson, und wenn er in strahlender Uniform und bis an die Zähne bewaffnet den Posttransport begleitet, so kann Europa um seine Poststücke ruhig schlafen. Diese Leute fühlen sich alle recht wohl in der Haut eines deutschen Beamten und betrachten daher ihr Amt gern als ein erbliches Familienbesitztum; der älteste Briefträger steht schon über 20 Jahre, der Kawaf über 15 Jahre im deutschen Postdienst, und der Hauch orientalischer Gemütlichkeit, der nun einmal von jedem Muselmanne ausgeht, hat der deutschen Ordnung und Gründlichkeit noch nichts geschadet.

Nur nicht eilig — es ist so viel gemüthlicher! Davon geht der brave Osmanli auch am Postschalter nicht ab. Langsam und bedächtig, geziert mit den Höflichkeitsformeln des Morgenlandes ist die Unterhaltung; der Ankauf einer Freimarkte wird zu einem sehr wichtigen und umständlichen Geschäft. „Möge dieser schöne Morgen für dich recht glücklich werden, Herr!“ so nähert sich der Türke mit tiefen, unterwürigen Salams dem Beamten. „Würdest du deinem ergebenen Diener einige Marken überlassen, um damit Briefe nach London zu schicken? Du mußt nämlich wissen . . .“ damit beginnt er eine lange Familiengeschichte zu erzählen, bis der Beamte endlich seine vier Pfaster fordert, die nach einigem Feilschen in Papiergeld erlegt werden. „Nein, nein, Effendi, mein kostbarer Edelstein!“ protestiert der Beamte, „Papiergeld nehmen wir nicht; du mußt in Silber zahlen“. — „Wie, mein frommes Lamm, du weigst Papiergeld zurück? Nun, dann sollst du Silbergeld haben. Hier sind meine letzten Stücke.“ — „Nimm meinen allerwärmsten Dank, meine vortreffliche Turkeltaube!“ — „Allah sei mit dir und lasse deinen Schatten mächtig wachsen!“ — „Leb wohl, Effendi! Möge dein Bart zu ganz besonderer Länge werden!“

Der Türke hat nicht das geringste Verständnis für den starken Impuls, der das Geschäftsleben der Franken durchzittert, die täglich ihre Posten haben müssen. Und dann dieses Hasten und Jagen vor den wichtigen Postabgängen, damit nur ja noch alle Briefe mit fortkommen — wie mancher brave Muselmanne mag darüber die Stunde des Gebets vergessen! Und wenn die Hamale mit den soeben angekommenen Poststücken durch die Straßen zum Postamt eilen, wo sich später ein ganzes Heer von Abholern zum Sturm auf den Postschalter sammelt, daß ohne die ordnende Hand des Kawafes alles drunter und drüber gehen würde, dann schüttelt sich manches beturbante Haupt: „Maschallah, neh oladschak!“ Himmel, was soll das werden! Da die Briefabholung die Regel bildet, hat das deutsche Postamt über ein halbes Tausend Abholer. Die unabgeholt gebliebenen Sendungen werden aber dann kostenfrei bestellt, ein Geschäft, das von den Briefträgern eigentlich verlangt, daß sie neben allen fränkischen Sprachen auch die Zungen des Orients, das Griechisch und Rumänisch, das Serbisch und Bulgarisch, das Albanisch und Arouaisch, Armenisch und Tatarisch, verstehen.

In dem Maße, wie das deutsche Postamt aus der anfänglichen Beschränkung auf die Briefbesorgung seinen Wirkungskreis auch auf andere Postfachen, auf Zeitungen, Postanweisungen, Pakete usw. ausdehnte, wuchs sein Betriebsumfang, wuchsen die Anforderungen an die Beamten, diese sprachkundigen „Lieblinge des Propheten“. Große Schwierigkeiten waren besonders mit dem Postanweisungsdienst verbunden, an den sich die anderen fremden Postämter wegen der verwickelten Münzverhältnisse noch gar nicht herangetraut hatten. Die Postanweisung war bis dahin in der Türkei ein unbekanntes Ding gewesen, und der Moslem hat lange beobachtet und geprüft, ehe er der geheimnisvollen Zauberei, mit der die Effendis aus Memannia Geld in die Welt schickten, sein Vertrauen schenkte. Große Beliebtheit hat sich das deutsche Postamt durch die Übernahme des postmäßigen Zeitungsvertriebs erworben, wodurch das geistige Leben unserer Landsleute gepflegt, die Verbindung mit

der Heimat rege erhalten wird. Die Zeitungslektüre gehört zu den hervorragendsten geistigen Genüssen in Konstantinopel. Die Angehörigen aller Nationen benutzen die billige und bequeme Art des Zeitungsbezuges, selbst der Beherrscher aller Gläubigen konnte nicht widerstehen, Postabonnent zu werden.

Wo fremde Posten sich im Lande breitmachen dürfen, da ist etwas nicht in Ordnung; kein moderner Staat duldet sie in seinem Machtbereich. Auch der Türke empfindet mit Grollen den fremden Stachel, gegen den auszuschlagen er sich gelegentlich nicht verjagen kann. So ließ er 1900 das englische Postamt in Saloniki kurzweg schließen, auch später wiederholt unter Verletzung von Vertrags- und Völkerrechten die fremden Postfäcke beschlagnahmen und nach verdächtigen Briefen durchsuchen. Ein gemessener diplomatischer Druck, im höchsten Falle ein paar Kriegsschiffe haben den Divan aber immer wieder zum lebhaften Bewußtsein seines bedauerlichen Firtums gelangen lassen. Wenn die Türkei die fremden Posten gern wieder lossein möchte, was wir ihr nicht verdenken wollten, so könnte sie das am ehesten dadurch erreichen, daß sie durch planmäßigen Ausbau ihres eigenen Postwesens mit jenen in friedlichen Wettbewerb tritt. Den Anfang dazu hat die ottomanische Post durch Verbilligung der Tarife und Vermehrung der Posteinrichtungen schon gemacht; es wird aber noch eine gute Weile vergehen, ehe sie geschieht genug ist, die gesamten Postgeschäfte mit ihren internationalen Verpflichtungen selbst zu übernehmen. Die von dem Türken wiederholt heraufbeschworenen Postkonflikte beweisen, daß er vor allem noch zu skrupellos über Dinge denkt, die uns durch Moral und Gesetz als heilig und unverleßlich garantiert sind. Darum haben wir unsere Posten auch noch weiter in türkisches Gebiet vorgeschoben und da, wo deutsche Geschäftsleute eine rege Tätigkeit entfalten, in Beirut und Smyrna, in Jaffa und Jerusalem, deutsche Postanstalten errichtet, die berufen sind, den Schauplatz einer mehrtausendjährigen Weltgeschichte in friedlichen und befruchtenden Gedankenaustrausch mit dem Abendlande zu bringen.

Die deutschen Postämter in der Türkei sind unter sich durch regelmäßigen Geschäftsverkehr verbunden und stehen außerdem mit zahlreichen Dienststellen anderer Länder im Briefpostaustausch. Die türkische Regierung gestattet wohl die Benutzung der Eisenbahnen für Briefe, nicht aber für Pakete; diese müssen daher, soweit Konstantinopel und Smyrna in Betracht kommen, durch Rumänien nach Constanza (und weiter mit rumänischen Schiffen) geleitet werden. Die Eisenbahn zwischen Jaffa und Jerusalem befördert fremdländische Posten überhaupt nicht; das deutsche und das französische Postamt in Jerusalem haben deshalb auf gemeinsame Kosten eine von Kawaffen begleitete tägliche Postwagenverbindung mit Jaffa hergestellt.

Noch trostloser als in der Türkei stand es um das Postwesen in Marokko, ehe dort fremde Posten ihre Nege spannten. Einen Landespostdienst in unserem Sinne gab und gibt es dort nicht, und die europäischen Kaufleute waren auf Selbsthilfe angewiesen. Deutscher Handel und Wandel hat sich hier in den letzten Jahren aber so lebhaft entwickelt, daß eine geordnete postalische Bedienung geboten erschien. Auch die anfänglich von der Woermannlinie in den wichtigeren Hafentplätzen der marokkanischen Westküste errichteten kleinen Poststellen genügten bald den wachsenden Verkehrsbedürfnissen nicht mehr; die Reichspostverwaltung sah sich daher 1899 genötigt, in Tanger ein deutsches Postamt und in zehn weiteren Orten Postagenturen zu eröffnen. Die Briefpost von Deutschland geht über Spanien nach Tanger; von hier wird sie gewöhnlich durch Postposten nach den Postagenturen weiterbefördert. Die Postanstalten an der Küste stehen aber außerdem noch durch verschiedene Schiffslinien miteinander in Verbindung, wodurch sie vor allem in die Lage gesetzt sind, auch den Paketverkehr vermitteln zu können, welchen Vorteil die Orte des Inneren, wie Fez, Meknes und Alkassar, daher noch entbehren. Nur Marrakesch nimmt am Paketdienst teil, weil die von Mazagan dorthin verkehrenden Boten im Besitze von Maul-eßeln sind. Die Postboten sind Eingeborene und bewähren sich vortrefflich, besonders in ihren Marschleistungen. Auf dem 678 Kilometer langen Botenfurs von Tanger nach Mogador beträgt die Marschdauer etwa acht Tage, dabei sind Märche von 95 bis 100 Kilometer zurückzulegen, ehe ein Botenwechsel eintreten kann. Leider sind die Postboten vor räuberischen Überfällen nie sicher, namentlich zwischen Rabat und Casablanca haben sie unter dem Räuberunwesen sehr zu leiden. Darum wird bei der Montierung der Boten alles vermieden, was sie als solche kenntlich machen könnte; der Briefbeutel z. B. wird in eine unscheinbare aus rohem Stroh geflochtene Umhängetasche verpackt.

Während die Einrichtung einer Postanstalt selbst nur geringe Sorgen macht — in Berlin wird solch eine kaiserliche Postagentur in eine Kiste gepackt, um in irgend einer wilden Ecke mit allen postalischen Siebenstachen innerhalb ein paar Stunden in Glanz und Pracht zu ersehen — ist die Einrichtung und Unterhaltung gesicherter Verbindungen jetzt noch eine schwierige Aufgabe. Aber es darf erwartet werden, daß auch in dem zukunftsreichen Marokko bald gesicherte Verhältnisse eintreten. Dann kann auch die Post erfolgreich mitwirken, den wilden Söhnen des Atlas die europäische Kultur mundgerecht zu machen, gleichwie sie im Türkenreiche daran mitarbeitet, daß westlicher Geist auch jene Gebiete durchweht, die in ihrer starren Abgeschlossenheit die Quellen bergen, aus denen der Mohammedanismus seine Kraft des Widerstandes gegen abendländische Kultur schöpft.

Weisheit vom Weg.

Wie der Forst dort, sturmdurchregt,
In den rauhen Kinderwiegen
Schwanker Nester Falken trägt,
Die einst kühn die Welt durchfliegen,
Also trug, von Weh durchzittert,
Meine Brust einst Melodien,
Sonnenhungrig und verbittert,
Die im Flug das Land durchschrien.

Aber Jahr um Jahr verrann!
Auf den reichsten Wanderwegen
Griff mein Herz oft Wehmut an,
Und es klagt in bangen Schlägen:
Ach, die weite Welt ist enge!
Fremde Sonnen sind nicht hell!
Einsam selbst im Weltgedränge
Bleibt ein fahrender Gesell! —

Weisheit, die ich östlich fand,
War die Weisheit auch des Südens:
Eigner Herd und Heimatland
Sind die Wurzeln jeden Friedens!
Ruheloses Weltdurchschweifen
Ist ein Sä'n, das Disteln trägt.
Soll'n dir goldne Früchte reifen,
Sei ein kleiner Raum umhegt!

Heute weiss ich, wo das Glück
Seine blauen Blumen wieget:
Auf der Strasse, die der Blick
Treuer Liebe überflieget.
Im Bereich der liebsten Blicke
Blüt es duftig allerwärts —
Schlichtes Heim in engem Glücke
Füllt das unruhvollste Herz! —

Goldne Sonnen sah ich sprühn,
Aber nirgends auf der Erde
Sah ich eine schöner glühn
Als die Gut im eignen Herde.
Einem lieben Weib zur Seite —
Ach, ihr holden Träumerein! . . .
Nehmt den Wandrer, liebe Leute!
Er auch will nun sesshaft sein! —

Das Vogelnest.

Von Dr. E. Bade.

Das Heim des Vogels, der Mittelpunkt seines Lebens und das gemeinschaftliche Band, das seine Familie umschlingt, ist das Nest. Dem Bau des Nestes widmet das Tier die größte Aufmerksamkeit, verwendet alle mögliche Geschicklichkeit, Kunst und Berechnung auf dessen Herstellung; diese Schöpfung trägt daher auch den Stempel einer außerordentlichen Willenskraft und leidenschaftlichen Ausdauer. Der lustige, zarte Bau steigt Stück für Stück ohne Gerüst in die Höhe, alle Teile fügen sich zur rechten Zeit symmetrisch und harmonisch an und schmelzen zu einem kunstvollen Ganzen zusammen. Weichen nun auch in der Herstellung und in der Bauausführung die einzelnen Nester der verschiedenen Vogelarten sehr voneinander ab, sind sie bald tiefer, bald flacher, besitzen sie eingebogene Mänder, sind sie torb- oder eiförmig mit verlängertem Eingang in Gestalt eines Flaschenhalses, kleine Kunstwerke sind sie immer, und die Kunstfertigkeit in der Ausführung ist bei den Arten mehr oder weniger begrenzt und bleibt bei ihnen auf einem ähnlichen Punkt der Vollkommenheit stehen.

Die Nestbaukunst ist kein Produkt der Lehre, die der junge Vogel, der zum ersten Male an den Nestbau geht, etwa von einem älteren erhält, sondern der junge Vogel fängt auch zum ersten Male mit solcher Sicherheit die Herstellung des Nestes an, als sei er mit dem Bau innig vertraut. Eine durch die Beobachtung feststehende Tatsache ist es aber, daß ältere Vögel sauberere und festere Nester bauen, desgleichen zu ihren Anlagen geeignetere Plätze wählen als junge — auch hier gilt also, daß Übung den Meister macht.

Auf der Suche nach dem Nistorte läßt sich das Vogel-



Nachtigall.

pärchen dort nieder, wo es in der Nähe Nahrung findet. Diese und die Sicherheit, wie auch Schutz und Behagen an einem Orte sind ausschlaggebend für die Nestwahl. Einige Vögel nisten in der Spitze des Baumes, andere wählen hierzu die starken Äste, andere wieder nisten nur im Gebüsch, suchen Baumlöcher oder andere Höhlen auf, andere bauen ihr Nest im



Weidenlaubfänger.

Schilf der Gewässer oder auf ebener Erde. Wo auch immer das Nest angelegt wird, stets richtet sich die Wahl des Ortes nach der Lebensweise

und den besonderen Bedürfnissen der Vogelart, und von diesen weichen die Tiere nur in den äußersten Notfällen ab. Alle Vögel aber bekunden bei dem Nestbau einen bewunderungswürdigen Scharfsinn, das Nest den Blicken ihrer zahlreichen Feinde zu entziehen, indem sie den Bau gleichsam verstecken oder durch äußere Verkleidung der Umgebung ähnlich machen.

Die Auswahl des Nistplatzes fällt dem Weibchen zu, vom Männchen wird es hierin nur unterstützt; es lockt an ihm geeigneten erscheinenden Plätzen zärtlich das Weibchen, fängt, wie viele Grasmücken oder der Zaunkönig, an mehreren solchen Punkten singend den Bau an, verläßt ihn jedoch bald wieder, wenn das Weibchen nicht mithilft. Erst wenn das Weibchen die richtige Stelle aufgefunden hat, beginnt der Nestbau.

Die Baustoffe werden von beiden Gatten herangebracht, der Bau dagegen wird vorwiegend vom Weibchen ausgeführt, und besonders bleibt dieses dann beim Bauen, wenn Neststoffe in genügender Menge zu haben sind, so daß das Männchen sie allein herbeischaffen kann. Verstoßen und geschickt sammelt es alle die winzigen Materialien, jeden neugierigen Blick fürchtet es, als könne der Weg zum Neste entdeckt werden. Es folgt den Schafen, um ein wenig Wolle zu erwischen, es sammelt vom Geflügelhose die Federn, es erspäht den günstigen Augenblick, um einige Fäden zu erhaschen, die dann eifertig dem Weibchen zugetragen werden. Viele Männchen begleiten aber auch nur die Gattin beim Aufsuchen des Baumaterials und bemühen sich, ihr durch Gesang und Zärtlichkeiten das mühsame Geschäft zu erleichtern. Andere Männchen, wie z. B. der goldgelbe Pirol, beteiligen sich beim Nestbau nur bis zu einem gewissen Grade und überlassen dem Weibchen die Vollendung des Baues.

So kunstvoll der Nestbau in der Regel ist, so unvollkommene Werkzeuge stehen dem Vogel beim Bau zur Verfügung. Nur der Schnabel, die Krallen und die kleine runde Brust bringen den Bau unter unendlicher Geduld und unendlichem Fleiß zustande. Jedes Zweiglein, jede Faser, jede Feder, wie oft werden sie wohl mit dem Schnabel an den richtigen Ort gebracht, wie oft werden sie wohl mit der kleinen Brust gedrückt, bis sie ihre richtige Lage angenommen haben? Und ist dem eigentlichen Neste die Form gegeben, so gilt es, noch das Innere weich und warm herzustellen. Da kommen denn Haare zur Verwendung, aber sie sind vielfach noch zu hart; dann werden Federn verarbeitet, die aber auch oft noch nicht genügen, und erst die weiche, sorgsam von Kernen gereinigte Pflanzenwolle wird als oberste Deckung des inneren Ausbaues, zur Auflage der zarten Eier gebraucht, und ist das Nest fertig, so hat die Nestmulde die Form des Vogelkörpers selbst.

In den frühen Morgenstunden baut der Vogel vorzugsweise am Neste, doch gibt es auch Arten, die den ganzen Tag über eifrig am Bau beschäftigt sind. Schwalben und Drosseln, die mit feuchter Erde oder feuchtem Holze bauen, nutzen die Vormittagsstunden weiblich aus, lassen die Baustoffe dann im Laufe des Tages erhitzen und bauen in den Nachmittagsstunden weiter. Die Zeit, innerhalb deren das Nest vollendet wird, ist bei den einzelnen Arten verschieden. Bei einem kunstlosen Bau genügen einige Tage, während andererseits hervorragende Baukünstler, wie z. B. die Schwanzmeisen, etwa drei Wochen am Neste arbeiten.

Das Vogelneft ist ein Bauwerk für die Familie, sie lebt in dem luftigen Heim, umgeben von mancherlei Gefahren, und kostet hier alle Freuden und Leiden des ehelichen Lebens durch. Fast ohne Ausnahme findet aber das eigentliche Bewohnen und Benutzen des Nestes nur zur Zeit der Brut statt, und darum ist es auch gerechtfertigt, vom Neste als von einer Kinderwiege zu sprechen, die von den lauen Sommerwinden in der Spitze des Baumes geschaukelt wird. Nur bei den Vögeln, die in Höhlungen nisten oder deren Nest eine gewisse Dauerhaftigkeit besitzt,

wird das Nest auch teilweise außer der Brutzeit noch als Schlaf- und Ruheplatz benutzt.

Ganz eigenartig verhalten sich viele Vögel bei Brutstörungen oder bei Beunruhigungen. Die Nachtigall, deren Nest stets nahe an der Erde, in niederen, dichten Büschen, in Reifiggestrüpp, oft unmittelbar am Wege steht, gibt den Brutplatz stets sofort auf, wenn Lichtungen im Gehölze stattfinden; Raben und Elstern wählen sofort einen neuen Brutort, wenn in der Nähe des alten Flintenschüsse fallen, die Jungen der Gartengrasmücke, kaum halb flügge, stürzen sich bei Beunruhigung sofort aus dem Nest auf die Erde und verharren hier ruhig, während die Alten den Feind vom Neste abzulenken versuchen. Erst wenn alles wieder sicher ist, locken sie die Jungen. Auch die Jungen des Leichrohrsängers verlassen als ganz junge Dinger bei nahender Gefahr das Nest und bringen sich, am Rohre kletternd, in Sicherheit.

Hinsichtlich der Form der Nester und der Art ihrer Unterbringung weichen die Bauten der verschiedenen Vogelarten sehr voneinander ab, so daß an dem Neste die Vogelart sofort erkannt werden kann, die es baute. Das Nest der Nachtigall ist groß, ziemlich tief und besteht außen aus dürrer Laube. Es gleicht auf den ersten Blick einem Haufen Genist, das der laumische Wind zusammengeweht hat. Die eigentliche Nestwandung besteht aus dürrer Ranken und Grasblättern, zwischen denen stets trockene Eichenblätter eingebaut sind. Nach innen ist das Nest aus feinen, dürrer, zarten Grasblättern, Wurzeln usw. ziemlich locker, aber fest und dicht hergestellt, und der Nestnapf selbst ist noch mit Pflanzenwolle und Haaren ausgefüllt.

Noch näher der Erde als das Nest der Nachtigall steht das des kleinen Weidenlaubfängers. Es ist bald zwischen abgefallenem Laub eingebaut, bald steht es in einer alten Maulwurfs- höhle, unter einem alten, überhängenden Fahrgleise und zwischen dem Wasser an ausgeschwemmten Wurzeln. Das Fundament setzt sich aus allerlei trockenen Blättern zusammen, und lange



Feldlerche.

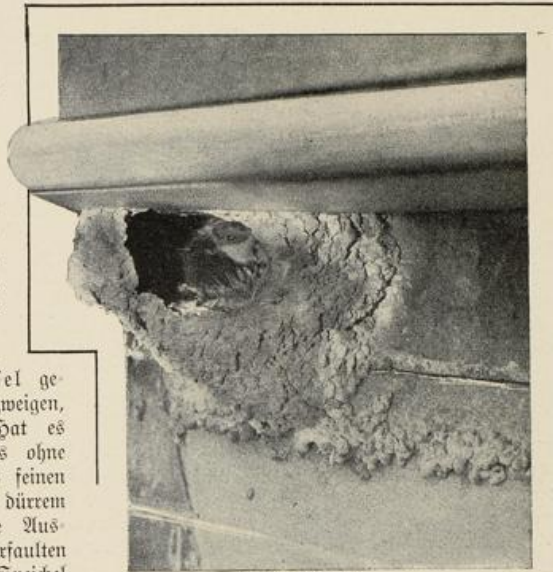


Singdrossel.

Grashalme sind durch den ganzen Bau verwebt. Zur inneren Ausfütterung dienen Wolle, Haare und Federn, die schlecht zusammengebaut sind. Der ziemlich umfangreiche Bau wird in einer Woche fertiggestellt.

Stets am Erdboden, gut versteckt in einer kleinen Vertiefung steht das Nest der Feldlerche. Es ist aus trockenem Grafe, Würzelchen usw. ohne besondere Kunst gebaut, aber recht schwer zu finden.

Sauber ist das halbkugelförmige Nest der Singdrossel gefertigt, das bald zwischen Baumzweigen, bald im Gesträuch steht. Hat es einen freien Stand, so ist es ohne Moos aufgeführt und nur aus feinen Würzelchen, Stengeln und dürrum Grafe gefertigt. Die innere Auskleidung besteht aus Nesten verfaulten Holzes, die das Weibchen mit Speichel befeuchtet und mit dem Schnabel, vom Mittelpunkt des Nestes ausgehend, sehr glatt an den Nestwänden aufträgt. Ganz aus Erdmasse gefertigte Nester klebt die Haus- oder Mehlschwalbe an die Gesimse der Häuser,



Mehlschwalbe.

und wo sie beim Bauen nicht gestört wird, fügt sich mit den Jahren ein Nest an das andere, da Tochter und Enkelin da wieder nisten, wo Mutter und Großmutter ihr Heim aufgeschlagen haben. Das Nest ist stets bis auf ein Flugloch zugebaut.

Von dem Nestbau der Höhlenbrüter ist nicht viel zu sagen. Sie begnügen sich mit einer Unterlage für das Gelege, und von ihrer Brutfähigkeit bekommt man nicht viel zu sehen. Sind aber die Jungen ziemlich flügge, so versammeln sie sich vor der Nesthöhlung, erwarten hier die Futter herbeischleppenden Alten, die von ihnen mit weit aufgesperrten Mäulern begrüßt werden.

Die Ehe des Vogels wird gewöhnlich für das Leben geschlossen, und alle Jahre brütet an derselben Stelle das gleiche

Pärchen, bis der Tod das Band trennt. Dann sucht der verwaisete Gatte sich einen neuen Lebensgefährten, und beide beziehen dann auch in der Regel einen neuen Nistplatz.

Der Damenfeind.

(Schluß.)

Erzählung von Gertrud Franke-Schivelbein.

Der Wagen rasselte mit den beiden davon, und nun hieß es für Arnold Schmidt: Sturmlaufen! Kaum sah er, da streckte er seiner Brautjungfer auch schon beide Hände entgegen, ergriff ihre ihm zögernd hingereichten zarten Fingerspitzen und rief voll tiefster Innerlichkeit: „Gnädigstes Fräulein — ein Bekenntnis: ich weiß alles!“

„Alles? — Das ist ein bißchen viel,“ meinte sie, überrascht und amüsiert zugleich. „Was ist dies ‚alles‘?“

„Alles was Sie mir verschwiegen haben, so sehr ich Sie auch um eine Erklärung bat . . .“

„So? Und das haben Sie so hinten herum herausballdowert? Ist das auch schön? Und, was wissen Sie?“

„Daß Sie die Initialen U. F. führen!“ rief er voll Emphase.

Jetzt lachte sie, lachte wirklich. Er hörte es nicht, er sah es nur an dem lautlosen Schüttern ihrer Schultern und an dem Ausdruck stiller, herzlicher Heiterkeit, der ihr liebliches Gesicht durchsonnte. „Wenn Sie weiter nichts wissen,“ meinte sie schelmisch — „diese große Weisheit buchstabiert am Ende jeder Abschütze heraus.“

„Sie wollen mich nicht verstehen, mein liebes, teures gnädiges Fräulein. Da hab ich nun ein paar Stunden neben Ihnen geseßen, ohne eine Ahnung, wer Sie sind! Und ein Zufall — nein, eine himmlische Fügung mußte mir's verraten . . .“

„Sie werden's vom Amtsrichter haben, oder von Herta —“

„Getroffen!“ rief er, ihren Scharfsinn gerührt bewundernd.

„Vom Amtsrichter, den ich zufällig hier in der Garderobe fand, als ich mich davonschleichen wollte . . . wie ein Ausgestoßener, Verfemter. Weil ich . . . Nun, kurz und gut, da sagte er mir: sie ist es ja. Sie!“

„Allerdings, es ist kein Zweifel, ich bin's. Und — wie ich Ihnen gleich im Anfang sagte: ich freute mich, Sie persönlich kennenzulernen. Denn Ihr Brief verriet mir — wenn

es Ihre Werke nicht schon längst getan hätten: da ist ein Mensch. Und die muß man auch heut noch mit der Laterne suchen. Ich hätte Ihnen gern gedankt. Es war wie ein Aufgewesen aus einer dunkeln Weite, und es hätte eine Antwort zurückschallen sollen — aber . . .“

„Aber? — O, wenn Sie wüßten, was ich verloren hab durch Ihr Schweigen! Warum schwiegen Sie?“

Sie zuckte die Achseln. „Geschäftsgeheimnis,“ sagte sie mit einem Anflug von Geringschätzung und Spott. „Der weibliche Kritiker war damals, als ich meine ersten ‚kritischen Gänge‘ tat, — Sie sehen, es ist schon ewig lange her — noch eine etwas ungewohnte Erscheinung. Da hüllte ich mich lieber in meine Anonymität und fand es auch später bequemer, mich mit der Tarnlappe durch die Welt zu schlagen. Daß mein bescheidenes ‚U. F.‘ sich einmal die guten, ja die besten Blätter erobern würde, hätte ich mir ja niemals träumen lassen.“

Er hörte ihr mit stiller Andacht zu. Ohne Eitelkeit und doch voll der stolzen Freude dessen, der sich des eigenen Wertes bewußt ist, sprach sie von ihrer Arbeit. Da haßte keine falsche Bescheidenheit nach Lob, noch behing die Armseligkeit sich mit täuschendem Flitter.

Tausend Fragen. Und wie sie auf jede einging. Klar, ruhig, sachlich, verständig wie ein Mann — und doch über allem der süße, holde Zauber ihrer Frauenseele.

Wie war es nur gekommen, daß sie auf das so abseits liegende Gebiet geraten war?

O — ganz natürlich, ganz selbstverständlich!

Sie hatten fast den Hauptteil des Jahres auf Reisen gelebt. Ihr Vater, der Majorats Herr, war ein abgejagter Feind des Landlebens, und nur zur Jagdzeit hielt er's für ein paar Wochen „in der Wüste“ aus. Da war die Welt wie ein Wandelbild an ihrer eindrucksvollen, heißhungerigen jungen Seele vorübergegangen. Sehen, nur immer sehen! Aufnehmen, was die Kunst aller Zeiten geschaffen! Und das Geschick

hatte es gut mir ihr gemeint. Es hatte ihr einen Lehrmeister gegeben, wie sie ihn nicht noch einmal finden würde in der Welt. Doktor Wagner, ehemaliger Privatdozent der Kunstgeschichte, hatte sich, nachdem er zehn Jahre lang vergebens gedarrt und auf eine Professur gewartet, auf das Gesuch Herrn von Fabers als Reisebegleiter nach Italien gemeldet.

Neben seiner Aufgabe, der Familie als sachverständiger Führer durch die Museen, Galerien, Kirchen und Baudenkmäler zu dienen, von der übrigens außer Ursula niemand recht Gebrauch machte, behielt Doktor Wagner noch Zeit genug zu eigenen Studien für ein Werk, ein großes, gelehrtes Werk über Architektur, das ihm endlich das lang' erhoffte Amt eintragen sollte. Und auch bei dieser Arbeit war das heranwachsende Mädchen mit dem glühenden Wissensdurst und der offenen Seele ihm Schülerin, Freundin — ja Muse gewesen. Mit heimlich nagender Eifersucht fühlte Arnold Schmidt, daß der Mann sie geliebt hatte, ja geliebt haben mußte. Wie wäre es anders möglich gewesen, so viel leiblicher und seelischer Anmut, so viel tüchtigem, ehrlichem Streben gegenüber! Und der Ton, mit dem sie von ihm sprach, verehrungsvoll und ergriffen, als wenn sie an etwas rührte, das ehemals geschmerzt hatte, verriet ihm, daß ein zartes geistiges Band bestanden hatte.

„Und das große Werk?“ fragte er, als sie, still sinnend, eine Pause machte. „Ich bin ihm nie begegnet.“

„Es blieb ein Bruchstück, wurde nie veröffentlicht. Doktor Wagners Kränklichkeit, die ihn gezwungen hatte, im Süden zu leben, verschlimmerte sich mit den Jahren, mit so übermenschlicher Energie er auch dagegen ankämpfte. Als wir nach Hause zurückkehrten, blieb er in Rom — nicht mehr in stande, die Heimat aufzusuchen. Und doch überlebte er's noch — dieser kaum noch körperhafte Schatten eines Menschen — daß mein Vater, ein Mann wie ein Eichbaum, plötzlich vom Schicksal gefällt wurde. Ein Jagdunglück, das nie aufgeklärt wurde. Man fand ihn tot im Walde. Das Majorat fiel an einen Better, da mein einziger Bruder ganz jung gestorben war. Wir zogen in die Stadt.“

Ein tieferer Atemzug — eine kurze Pause. Dann sagte sie mit ihrer ruhigen klaren Stimme: „So hat es sich gemacht, daß ich meine Kenntnisse verwertete und immer weiter ausbaute. Und so natürlich löst sich, wie Sie sehen, das große Rätsel, wie ich ein Kritiker geworden bin. — Aber — mein Gott,“ unterbrach sie sich plötzlich — „die Fahrt dauert ja so unglaublich lange. Wir müßten doch längst zu Hause sein!“

Sie beugte sich zum Wagenfenster hinüber und suchte durch die Scheibe zu sehen. Vergebens — der Regen, der jetzt in Strömen daran herunterließ, verwehrt jede Aussicht.

„Seltsam, das sind Bäume —“ wandte sich Ursula an ihren Nachbar. „Wo können wir sein? Und was ist das Weiße dort?“

Arnold Schmidt folgte ihrem Blick. In dem Dunkel tauchten die verschwommenen Umrisse weißer Gestalten auf, huschten geisterhaft vorüber. Dann wieder Dunkel — wieder weißlich schimmernde, ragende Flecke. Und nachdem Ursula Faber eine ganze Weile diesen regelmäßigen Wechsel von Hell und Dunkel beobachtet hatte, wußte sie Bescheid. Und überrascht, doch ohne jede Bestürzung sagte sie: „Das ist die Siegesallee, ohne Zweifel.“

„Zawohl,“ antwortete der Baumeister, „es muß die Siegesallee sein. Es kann gar nichts anderes sein. Und da . . .“ sie bogen eben um eine Ecke — „der helle Lichtschein — das ist das Brandenburger Tor.“

„Der Kutscher muß betrunken sein — oder er schläft,“ äußerte Ursula Faber mit großer Fassung.

Arnold Schmidt hatte an das Fenster des Rückfahrs geklopft und dem Kutscher ein Zeichen gegeben. Augenblicklich lenkte der um, und die Pferde liefen in scharfem Trab den schnurgraden Weg nach Charlottenburg zurück.

„Er ist keins von beiden, gnädiges Fräulein,“ sagte der Baumeister entschlossen, „wie ich zu seiner Ehrenrettung be-

fennen muß. In einer Viertelstunde werden wir vor Ihrem Hause sein. Er hat nur meinen Befehl ausgeführt. Und ich habe inständigst um Verzeihung zu bitten, daß ich mir die Freiheit nahm, ihn zu geben.“ Dabei beugte er sich herab und küßte ihre kleine Hand, so zart und ehrerbietig und doch mit einem so ruhigen männlichen Selbstbewußtsein, daß Ursula Faber das strafende und empörte Wort, das ihr auf den Lippen geschwebt hatte, ungesprochen ließ und nach einer kleinen Pause nur kurz und knapp fragte: „Aber was soll das?“

„Gnädiges Fräulein . . .“ begann Arnold Schmidt. „Fräulein Ursula!“ verbesserte er sich.

„Mein Name ist von Faber,“ wandte sie ruhig und sachlich ein.

„Fräulein von Faber, Sie haben mich der Ehre Ihres Vertrauens wert gehalten, mir dadurch ein Glück geschenkt, auf das ich stolz bin, wie der Kaiser auf seine Krone.“

„Herr Schmidt . . .“

„Erweisen Sie mir die Gnade, mich anzuhören! Vertrauen gegen Vertrauen! Hätt ich, der Schüchterne, je die Vermessenheit gehabt, diese kleine Entführung ins Werk zu setzen, wenn sich's für mich nicht um große, um die höchsten Dinge eines Menschenlebens handelte?“ Seine Stimme zitterte. Er wartete auf ein Wort. Aber es blieb still.

Da begann er nach einer Weile wieder: „Sie wissen noch nichts von mir, als daß ich ein leidlich geschickter Künstler und ein unleidlich ungeschickter Mensch bin. Aber Sie sollen noch mehr, Sie sollen alles wissen, nämlich, daß ich kein Hochwohlgeborner, sondern ein Mensch aus dem Volke bin.“

„Das wußte ich längst,“ ließ sich Ursulas leise Stimme vernehmen.

„Aus dem Volke. Da freilich, wo es stark, gesund und tüchtig ist, wo es arbeitet, sich emporringt, Boden gewinnt Schritt für Schritt und sich endlich seinen Platz erkämpft unter denen, die an der vollbesetzten Tafel des Lebens schmausen.“

Ursula hatte sich tief in die Wagenecke zurückgelegt, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Er hörte jetzt nur ihr halblautes Flüstern aus dem Dunkel. „Auch das war mir bekannt, Herr Schmidt.“

„Ja, meine guten, braven Eltern, deren Andenken ich ehre, auf die ich stolz bin, haben mir durch ihrer Hände Arbeit — und durch die Günst der Verhältnisse, die den Wert des Bodens so schwindelnd in die Höhe trieben — Wohlhabenheit, ja ich darf wohl sagen — Reichtum zurückgelassen. Und meine eigene Arbeit war auch — mehr, als ich mir je hätte träumen lassen — von Erfolg gekrönt. Denken Sie nicht, daß ich so gemein bin, das in die Bagchale werfen zu wollen. Es soll nur volle Klarheit zwischen uns herrschen in dieser entscheidenden Stunde. Und so frag ich Sie — bitte! ausreden lassen!“ rief er mit flehend emporgehobenen Händen, als sie eine Bewegung machte, zu sprechen — „frag ich Sie: Können Sie — deren Vorfahren ohne Zweifel schon an den Kreuzzügen teilgenommen haben . . .“

Jetzt war's ihm, als lachte sie. Leise schüttelten ihre Schultern, und er glaubte ein gehauchtes „Möglich!“ zu vernehmen.

„Sie spotten!“ rief er unglücklich, „Sie können einen Menschen nicht achten, dessen gute, brave Mutter — sie muß, heraus, diese fürchterlichste Erinnerung meiner Kinderjahre — höchst eigenhändig den Hof gesagt hat!“

„Wenn es diesen Menschen nicht gehindert hat, ein hervorragender Künstler zu werden . . .“

„Liebes, teures Fräulein!“ Er konnte nicht anders — er drückte ihr die Hand, daß es ihr wehthat.

„Wie sollte es mich hindern, diesen feinen Künstler, diesen guten Menschen zu achten?“ vollendete sie mit tapferem Lächeln, indem sie zugleich die arme mißhandelte Hand hinter ihrem Rücken in Sicherheit brachte.

„Fräulein Ursula . . .!“ jubelte er, doch eingedenk ihrer Verbesserung fügte er vorsichtig hinzu: „ . . . von Faber. —“

Achten? Auch wenn er als Junge Holzpantinen und — erschrecken Sie nicht, Feuerzie! — blaue Strümpfe getragen hat? Indigoblaue?"

"Ihn deshalb nicht zu achten, dazu hätt ich als Blaustrumpf doch wahrlich nicht das Recht."

"Sie sind ein Engel!" rief er, die Betonung des Wortes „achten“ überhörend, auf dem Gipfel der Ekstase. „Sie machen mir Mut zu wagen, was ich vor einer Stunde noch für eine Ausgeburt des Wahnwizes gehalten hätte..."

"Nein, nein," flüsterte sie da, beunruhigt, flehend, „eriparen Sie sich und mir..."

"... Sie zu fragen," fuhr er unaufhaltsam fort, „wollen Sie meine geliebte, auf Händen getragene Frau werden?" —

Tiefe Stille. Draußen die Lichter des „Großen Sterns“, über den der Wagen mit unheimlicher Geschwindigkeit dahinrollte. Nun wieder Dunkel, ab und zu matt erhellt von einer Laterne. Und mit jeder Sekunde dieses Schweigens war's dem Baumeister, als stürzte er aus blendender Höhe tiefer, immer tiefer — unaufhaltsam in einen schwarzen, schauerlichen Abgrund.

Endlich ein Wort. Ganz leise, kaum vernehmbar. Und doch wie Posaumengeschmetter in seinen Ohren dröhnend: „Nein!"

Ihr klares, festes Nein. Das Stürzen hatte aber jetzt gottlob ein Ende. Er lag nun unten in der Tiefe. Zu seiner Bewunderung lebte er, und Bewußtsein, Kaltblütigkeit, sein männlicher Stolz kehrten langsam zurück. Mit allmählich wachsendem Verständnis vernahm er, daß sie sprach, und endlich auch, was sie sprach. Herzliche, gute, versöhnliche Worte. Das weichte, zarteste Gemüt, das selber am tiefsten darunter litt, daß es jemand Leiden bereiten mußte, quoll ihm wie Balsam entgegen. Aber daß sie so gut war — so ein einzig hoher, wundervoller Mensch, das verschärfte seinen Schmerz bis zur Unerträglichkeit.

"Ich kann nicht, ich darf nicht," wiederholte sie immer wieder, von seinem schweigenden Vorschlingstarren gepeinigt. „Glauben Sie mir's, lieber teurer Freund — ja Freund — seit heute nenn ich Sie so mit vollem Recht. Bis dahin hab ich Sie hochgeschätzt — von heut ab bin ich Ihnen herzlich gut..."

"Herzlich gut!" murmelte er zornig auflachend. „Ein Almosen — ein Plästerchen. Was hilft es mir, Ihre Achtung, Ihr Gutsein? Ich will alles — oder nichts!"

"Nun, dann also: nichts. Ich hab es Ihnen gleich gesagt: Nein! Ich bin nicht frei — bin fest, auf Lebenszeit gebunden..."

"So komm ich also zu spät — ein anderer, Glücklicherer ist mir zuvorgekommen?" rief er schmerzvoll.

"Nicht einer. Vier lieben Menschen gehor' ich, gehören meine Gedanken; für sie arbeite ich, lebe ich..."

Verstand er recht? Er griff sich an den Kopf. „Ja, Urjula, Teuerste — diese vier Menschen..."

"Meine Familie," unterbrach sie ihn. „Meine Mutter, die zusammenbrach, als wir unsere Heimat arm verlassen mußten, und die halbgelähmt auf dem Rollstuhl ein trauriges Dasein fristete..."

"Sie kommt natürlich zu uns," sagte Arnold Schmidt mit unheimlicher Entschlossenheit.

Urjula schüttelte traurig den Kopf. „Wenn sie's allein wäre! Aber da ist meine alte, fünfundsiebzigjährige Großmutter — noch geistig und körperlich rüstig, aber mit Anschauungen, die vor fünfzig Jahren schon beinahe altmodisch waren. Eine Hasserin der neuen, gleichmachenden Zeit, von Kopf bis Fuß voll aristokratischer Vorurteile..."

"Vorurteile sind dazu da, um ausgerottet zu werden," äußerte Arnold Schmidt mit starker Stimme.

Urjula schüttelte den Kopf. „Dazu ist leider wenig Aussicht. Großmutter ist Hofdame gewesen bei der verstorbenen Kaiserin — eine Gräfin Gebhard..."

"Macht nichts," sagte Arnold kaltblütig. „Auch sie kommt mit." Alle Hindernisse, die sich der Erreichung seines Zieles

entgegentürmten, entflammten nur seine Kühnheit. Pah! Was fragte er jetzt noch danach, eine alte Gräfin und Hofdame in sein Haus aufzunehmen, wenn er sich dadurch den Besitz der Geliebten erringen konnte! „Und wenn sie die hochselige Kaiserin selber wär'," fügte er stark hinzu und merkte im Eifer nicht einmal, daß er baren Unsinn redete.

Aber auch Urjula, die Kluge, merkte es nicht.

"Ich habe auch noch Schwestern," bekannte sie leise, wie schuldbewußt.

"Desto besser!" rief Arnold Schmidt fröhlich. „Je mehr, je besser!"

"Liebe, frische Geschöpfe," fuhr Urjula fort, „aber — schwer zu zügeln. Ich allein, die Älteste, vermag etwas über die lieben Wildfänge..."

In Arnold tauchte die dunkle Erinnerung auf an den halbfinsternen Korridor in der Bleibtreustraße und an all diese übermütigen Augenpaare, die dort aus dem Hintergrund hervorgelugt hatten. Einen Augenblick wollte ihm nun doch der Mut entsinken, aber ein Blick auf seine lieblich-Nachbarin, und er rief stark und freudig: „Schwestern hab ich mir immer gewünscht, Urjula! Bringen Sie sie mit. Das ganze halbe Duzend..."

"Das halbe Duzend?" fragte sie erstaunt.

"Ei, so viel mindestens lauerten heut im Korridor! Das Gaudium, einen Brautführer zu sehen, der die Brautjungfer hatte sitzen lassen, wollten sie sich doch nicht entgehen lassen. Sagen lassen!" wiederholte er, als ginge ihm plötzlich ein Licht auf über die Bedeutung dieses Wortes. „Aber der mit Wonne bereit ist, diese Schuld zu sühnen..."

"Die Sühne wäre allerdings zu hart," meinte Urjula lächelnd. „Ich habe freilich, wie ich vorher schon sagte, nur zwei Schwestern. Die anderen jungen Damen waren Freundinnen vom französischen Kränzchen. Aber selbst mit zwei Schwestern... ach, lieber Freund, Sie müssen doch begreifen, daß Sie das Unmögliche verlangen!"

"Warum das Unmögliche? Ihre Gründe... pah! Circuswölkchen an einem blauen Sommerhimmel! Wenn Sie nicht triftigere vorbringen können, um mir zu beweisen, daß Sie nicht ‚Frau Schmidt' werden wollen..."

"Wollen! Ich kann nicht. Ich bin kein Einzelmensch, bin bloß der fünfte Teil, wenn Sie wollen: der Mittelpunkt eines lebendigen Organismus, der ohne ihn auseinanderfallen, vielleicht zugrunde gehen würde. Wollen Sie ‚ein Fünftel' heiraten? Oder trauen Sie's mir zu, daß ich meine Pflicht verlasse, um ein eigenes Glück zu finden?"

Arnold Schmidt sah ihr tief und bewegt in die Augen. „Ein eigenes Glück, Urjula? Also sprechen Sie offen, wie vor Gottes Angesicht — so wär's ein Glück?"

"Das beste, das ich mir wünschen könnte," flüsterte sie, und die herzliche Liebe leuchtete ihr aus den Augen.

"So bist du mein, Heißgeliebte," rief er, sie zart und fest an sich ziehend. „Unwiderruflich mein, gegen deinen eigenen Willen, dein allzuzartes Gewissen, deine Aufopferungsgelüste! Sieh," fuhr er zärtlich fort und drückte sie stärker an sich, als sie sich ihm sanft entziehen wollte, „ich hab die Weiberlein lange nicht gemocht. Einfach — ich kannte sie nicht. Jetzt aber bin ich in Geschmack gekommen. Eine? Das genügt mir nicht. Unter fünf tu ich's nicht. Also kurz und gut: was du liebst, lieb ich auch, das schenkst du mir. Ich angehender Hagestolz habe auf einmal eine Familie: Großmutter, Mutter, Schwestern — und eine süße, süße Frau! O, ich Glücklicher! Wer in der Welt machte je eine ‚bessere Partie'?"

"Ich!" sagte Urjula leise, „wenn ich's übers Herz brächte, diese Großmut anzunehmen. Aber das geht ja nicht! Fünf Frauen auf einmal! Die Villa in der Fasanenstraße — ich kenne sie, sie ist ein Juwel — aber für einen ‚Harem' nicht groß genug."

"Dafür ist der Garten groß genug. Und dafür hast du einen Baumeister zum Schatz. Morgen gleich wird der erste Spatenstich gemacht. Im Frühjahr ist die Doppelvilla fertig."

Da wird das ganze liebe Nest aus der Bleibtreustraße untergebracht mit einer einzigen Ausnahme. Die Ausnahme heißt Ursula und siedelt in die Villa Schmidt über, als Herrin, Gebieterin, Königin über beide. Und zum Zeichen ihrer milden Friedensherrschaft soll ein Palmenhain, alias Wintergarten, die beiden Villen verbinden, ein neutrales Gebiet, auf dem Fabers und Schmidts als gute Freunde und getreue Hausgenossen verkehren. Sag, ist's so recht, du allzu Bedenkliche?"

Da hielt der Wagen und zugleich hielt er ihre Hand fest, da sie Miene machte, sich zu erheben. „Hab ich dein Ja-

wort?" rief er stehend — und als sie zögerte, dringender: „Sag nicht Nein!"

„Nein also," flüsterte sie mit einem süßen, gewährenden Lächeln.

„Dies Nein ist ein Ja?"

„Es scheint so!" antwortete sie schelmisch.

„O du! Nie hat ein ‚Ja‘ einen Menschen glücklicher gemacht, wie mich dies ‚Nein!‘ Ich danke, danke dir! Und morgen — o, ich Krösus! — komm ich und hole mir meine übrigen vier Jaworte!"



Karl Friedrich Becker. Der bekannte Historiker und bedeutende Philologe, dessen Lebenswerk „Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer“, wie der Titel ursprünglich in seinem vollen Umfang lautete, durch unzählige Hände gegangen und unzähligen Begierigen eine Quelle der Unterhaltung und Belehrung geworden ist, starb am 15. März 1806, sein Todestag fällt sich also in dieser Zeit zum hundertsten Male. Wir halten es für eine Ehrenpflicht, aus diesem Anlaß des verdienstvollen Mannes zu gedenken und an dieser Stelle eine kurze Würdigung seines Lebens und Schaffens zu bringen. Karl Friedrich Becker wurde als ein Berliner im Jahre 1777 geboren, studierte in Halle Philologie und Geschichte, nahm eine Hauslehrerstelle in Kottbus an und war von 1798 bis 1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Seine von Jugend auf schwächliche Gesundheit gestattete ihm nicht, weiterhin ein Amt zu bekleiden, er zog sich in sein stilles Studierzimmer zurück und schrieb an der oben erwähnten Weltgeschichte, deren zehnter und letzter Band 1805 herauskam. Das umfangreiche Werk ward bald berühmt um seiner feiner gezeichneten Auswahl willen und wegen des darsellerischen Reizes und der warmen Vaterlandsliebe, die auf jeder Seite zum Ausdruck kommen. Zuerst von Wolfmann und A. Menzel, 1824, dann von Adolf Schmidt, 1860—64, von Loebell und C. Arnd 1871, Bülle 1874—79, und neuerdings von den Professoren Dr. A. S. Grog und Dr. J. Müller. Diese letzte Bearbeitung ist nach dem neu-

Die Damendeputation aus Mörs a. Rhein am deutschen Kaiserhofe. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Die glanzvollen Festtage des deutschen Kaiserhofes sind vorübergeraucht, die Hochflut des Fremdenstromes, der Glückwünschenden ist verebbt, und das Leben geht wieder in den vorgedruckenen Bahnen des Alltags. Aber die Erinnerungen jener schönen Tage zog mit allen, die Zeugen einer Freude sein durften, die Volk und Herrscherhaus verband, und diese Erinnerung wird das seltene Bild dieser süsslichen Doppelhochzeit noch vertiefen. Auch die Damendeputation aus Mörs a. Rh. war unter jenen, die ihre Glückwünsche bis in das alte Kaiserjoch an der Spree trugen. Die Deputation wurde am 27. Februar zur standesamtlichen und kirchlichen Trauung vom Prinzen Eitel Friedrich und seiner jungen Gemahlin Sophie Charlotte empfangen. Die neun Damen waren unter Führung des Pfarrers Reinhaus in Hohenemmerich nach der Reichshauptstadt gereist, als Abgesandte der Grafschaft Mörs, und erregten in den schönen Originaltrachten ihrer Heimat das lebhafteste Interesse des Kaisers wie des Prinzen Eitel Friedrich. Auch unsere Leser werden Freude haben an dieser prächtigen Tracht,



Gedenktafel für Heinrich von Kleist. Ausgeführt von R. König in Radebeul.



den neuesten Stand der Wissenschaft, unter Berücksichtigung der Vorzüge Becker'scher Eigenart vorgenommen und liegt schon in vierter Auflage vor.

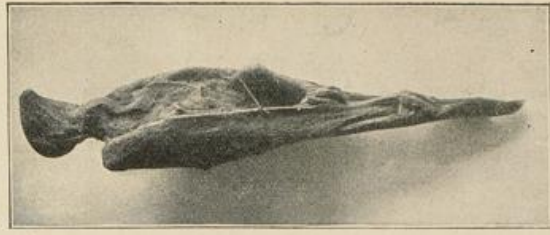
Gedenktafeln für Heinrich von Kleist in Dresden. (Zu den obenstehenden Abbildungen.) Die Erinnerung an den großen vaterlandsliebenden Dichter Heinrich von Kleist wachzuhalten, hat die um Kunst und Wissenschaft so verdiente Liedgesellschaft in Dresden an dem Wohnhause des Dichters Pillnitzerstraße 29 zwei Gedenktafeln angebracht. Die eine dieser Tafeln befindet sich am oberen Stockwerk des Hauses; sie ist aus getriebener, teils vergoldeter Bronze hergestellt und veranschaulicht das charakteristische, nachdenklich gesenkte Dichterkopfe, umrahmt von Lorbeer- und Eichenlaub. Die andere, aus Bronze gegossen, ist über der Haustür besetzt. Unter den Widmungsdaten erscheint Kleists dichterischer Ausspruch „Frei auf deutschem Grunde walten Laßt uns nach dem Brauch der Alten Seines Segens selbst uns fremd Oder unser Grab ihn sein.“ — Unterhalb dieses Verses zeigt sich als Symbol des Krieges der Tod, mit zwei sich unter dem Haupt kreuzenden Fackeln. Aus deren Rauch heraus entschwebt rechts die Muse des Dichters, links ist dieser selbst dargestellt als Jüngling, der sich unter den Fängen des napoleonischen Adlers windet, ein Bild des jungen Deutschlands, das keine Fesseln brechen will. Bildhauer Richard König in Radebeul, der Schöpfer zahlreicher bedeutender, mit Auszeichnungen bedachter Bildwerke, hat diese schönen und eigenartigen Gedenktafeln modelliert. E. N.

die auf unsemr Bild so gut zur Geltung kommt. **Sperbermumien.** (Zu den Abbildungen auf nebenstehender Seite.) Heute gibt es wohl kein Museum für Völkertunde mehr, das sich nicht des Beisiges altägyptischer Mumien erfreut. Ja, selbst bessere Schaubuden, die mit bunten Neblamebildern auf den Jahrmärkten zum Besuch und zur Befestigung ihrer Lebenswürdigkeiten einladen, rechnen schon eine einigermaßen erhaltene Mumie zu ihren besseren Stücken. Es handelt sich bei allen diesen wunderbar konservierten Leichnamen in der Regel um die menschlichen Hülsen vornehmer Ägypter. Wir sehen, wie kunstfertige Priester oder besser gesagt Ärzte vor Tausenden von Jahren Leichen zu präparieren verstanden, daß die Zeit die Formen der Körper nicht verwehnd zerstören konnte. Die Rezepte zu der „Mumie“ sind indessen verloren gegangen, in Versessenheit geraten. Unter der „Mumie“ versteht man eben nicht nur



Dannenberg & Co., Berlin, phot.

Die Damendeputation aus Mörs a. Rh. am deutschen Kaiserhofe.



Sperdermumie.

den präparierten Kadaver, sondern auch das Konservierungsmittel. „Mūmīhāi“ ist nach arabischem Sprachgebrauch in erster Linie die Benennung des balsamierenden Harzes, hauptsächlich einer Ausschwiung der Felsen des persischen Mumiensberges in Derabgerd. Bekannt waren auch der „Pisīāphalos von Apollonia, jetner verschiedene Erdharze, wie Asphalt oder Judenpech. Nach diesen Harzen wurden dann die damit förmlich ausgegossenen Leichname der ägyptischen Zeit von den Arabern Mumien genannt. Bemerkenswert ist, daß mit diesen Präparaten, die man in den Gräbern fand, also mit den Mumien ein schwunghaftes medizinisches Geschäft getrieben wurde, und das sogar in Europa bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Das Gemisch, das man den Leichnamen entnahm und das einen ziemlich penetranten Geruch nach Pech, vermischt mit Myrrhe und anderen Balsamen, ausströmte, war als heilkräftiges Mittel für Wunden und Brüche viel begehrt. Die Mumifizierung selbst erfolgte durch Ausfüllung der Leichen mit den wohl unter religiösen, mystischen Zeremonien bereiteten Harzen. Sodann wurde der Körper mit riesigen Byssusbinden, die ebenfalls mit dem Gemisch durchtränkt waren, umwickelt in Sarcophage gelegt, die sich meistens der menschlichen Form anpaßten. Mumien wie ihre bemalten Behälter sind, wie bereits gesagt, längst keine Seltenheiten mehr. Seltener dagegen sind die Mumien der in Ägypten heiligen Tiere. Denn nicht nur den Menschen wurde diese letzte Ehre erwiesen, gar mancher Ibis, mancher Geier, manche Katze und mancher Affe wurden nach ihrem Ableben für Jahrtausende konserviert. So handelt es sich bei den obenstehenden Bildern um eine Sperbermumie, die Mumie eines in Ägypten heilig erachteten, geichonten und gebeugten Tieres. Das erste Bild zeigt die Mumie, so wie man sie in einer Grabkammer gefunden. Ein reiches Bindematerial umfüllt die ausgenommene und mit Harzen ausgegossene Vogelleiche. Ein scharfer Geruch, bei dem der nach Pech vorherrschend, entströmt

dem groben Leinen, das durch und durch in allen Lagen eine dunkelbraune Farbe aufweist. Der Stoff selbst ist spröde und brüchig. Er läßt sich nicht mehr abwickeln, sondern es ist mehr ein Abbröckeln zu nennen, das uns das Tier, das vor Jahrtausenden die Luft zerteilte, wenn es auf seine Beute stieß, nach sorgfältiger Arbeit freilegt. Und siehe da, der kleine Kadaver ist ebenso erhalten wie der einer gut erhaltenen menschlichen Mumie. In manchen Teilen vielleicht noch besser. Die Federn, dieses doch so zarte Gebilde, sind tadellos geblieben. An der Brust erblickt man noch, freilich verhärtet, den weichen Flaum. Die Schwanzfedern sowie die der Schwingen haben ebenfalls unter der Flut der Jahre nichts eingebüßt. Auch die Haut, die die Füße umkleidet und die Krallen überpannt, ist derart



Das Zupfen der Safranblüten.



Safranernte.

konservert, daß man noch die Zeichnung genau zu erkennen vermag. Nur die Augen fehlen, und merkwürdigerweise der Schnabel, der uns doch eigentlich widerstandsfähiger erscheinen müßte als eine zarte Feder. Die Formen sind, wenn auch eingestiegen, immer noch so markant, daß wir nicht zweifeln können, daß es sich um eine kleine Sperbergattung handelt. Die Kunst Ägyptens, irdische Überreste von Lebewesen zu erhalten, für Jahrtausende zu erhalten, offenbart sich denn auch bei dem Kadaver des kleinen Sperbers, dessen Mumie Jahrtausende in der dichten Hülle der Byssusbinden wohlverwahrt in einer Grabkammer schlummerte.

Safranernte. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Als Gewürz und Färbemittel, namentlich für seines Badewert, war der Safran früher weit mehr beliebt als heute; denn er galt auch als Heilmittel, dem man erregende und belebende Eigenschaften zuschrieb. In diesem Sinne steht er noch heute bei den Orientalen und wird von ihnen hochgeschätzt. So sind auch das Tal von Kaschmir, Anatolien, Tunis und Marokko die wichtigsten

Produktionsländer des Safrans. In Europa wird er hauptsächlich in Spanien und in Südfrankreich angebaut, in kleineren Mengen auch in Osterreich und einigen süddeutschen Gegenden erzeugt. Das Gewürz wird von dem echten Safran (*Crocus sativus*) geliefert, einem nahen Verwandten des Frühlings ahrans oder Krokus, den wir als zeitigen Frühlingsflor in unseren Gärten pflanzen. Der echte Safran treibt aber keine lilienartigen Blüten nicht im zeitigen Lenz, sondern erst im Herbst. Von der ganzen Blume wird nur ein winziger Bruchteil verwendet, die orangefarbenen Narben des gelben Blütenstempels. Getrocknet liefern sie den Safran des Handels. Schon daraus ergibt sich, daß die Ernte recht umständlich ist und viele Handarbeit erfordert. Die Kultur eignet sich darum mehr für den kleineren Grundbesitzer. Wenn im Frühjahr keine Fröste mehr zu befürchten sind, werden die Zwiebeln in Reihen gelegt und mit Erde zugedeckt. Bis zur Ernte ist nichts weiter zu tun, als die Beete rein von Unkraut zu halten. Zeigen sich aber im Herbst die Knospen, dann heißt es, aufpassen, denn die Blumen müssen geerntet werden, wenn sie gerade im Aufbrechen sind. Das ist kurz nach Sonnenaufgang der Fall, und darum erfolgt die Ernte in den ersten Morgenstunden. Man sammelt die Blumen in Körbchen und trägt sie in das Zimmer, wo sie baldigst verarbeitet werden müssen. Frauen und Kinder machen sich an die Arbeit und entfernen geschickt die langen, dünnen in drei Fäden auslaufenden Stempel. Der Rest der Blume ist wertlos und wird auf den Komposthaufen geworfen. Sind aber größere Mengen Safran zu entwarben, so besorgt man die Arbeit möglichst im Freien, denn der Duft der Blumen verursacht auf die Dauer Kopfschmerzen. Die Arbeit ist zeitraubend, selbst die geübteste Arbeiterin kann am Tage nicht mehr als ein Kilo frischer Narben zupfen, dabei wandern 6000 bis 7000 Blumen durch ihre Hände. Um ein Kilo getrockneten Safrans zu erhalten, muß man aber 50 000 bis 60 000 Blumen verarbeiten. Kein Wunder, daß der Preis der Ware nicht gering ist und guter echter Safran je nach Qualität und Ausfall der Ernte mit 60 bis 140 Mark für das Kilo bezahlt wird.

Das neueröffnete Museum für Meereskunde in Berlin. (Mit der obensiehenden Abbildung.) In Gegenwart des Kaisers und des als Tiefseeforscher hochgeschätzten Fürsten Albert von Monaco fand am 5. März die Eröffnung des jüngsten Berliner Museums statt. Es befindet sich in einem zweistöckigen, für die neuen Zwecke hergerichteten Gebäude in der Georgenstraße. Das Museum birgt eine außerordentlich übersichtliche Sammlung aller Dinge, die auf Ozeanographie Bezug haben. Während die gleichgearteten Museen anderer Länder aber fast nur der Kenntnis der Meeresflora und -fauna dienen, ist das nun eröffnete erheblich vielseitiger ausgestaltet. Es enthält vier Abteilungen: die Reichs-Marine-Sammlung, die Historisch-vollwirtschaftliche Sammlung, die Biologische und Fischerei-Sammlung und die eigentliche Ozeanologische Sammlung samt Instrumentarium. Das Museum gehört zu dem Königl. Institut für Meereskunde, das im Jahre 1900 vom Kaiser gegründet und der Berliner Universität ange-

gliedert wurde. Es steht in engsten Beziehungen zu seiner älteren Schwesteranstalt, dem Geographischen Institut, und der Direktorposten des neuen Museums sollte dem Direktor des Geographischen Instituts, dem Professor Freiherrn von Richthofen, übertragen werden, der trotz seines hohen Alters an den Vorbereitungen hervorragenden Anteil nahm, aber die Vollendung seines Werkes nicht mehr erlebte. — Das Museum ist in seiner ganzen Anlage dazu bestimmt, nicht nur dem Fachmann als Quelle des Studiums zu dienen, sondern auch den Laien auf allen Gebieten der Meereskunde zu unterrichten. Und es ist auch überaus dankenswert, daß das Museum in Berlin seinen Platz gefunden hat, da ja auf diese Weise all den vielen Deutschen, die zwar fern von der Meeresküste wohnen, aber doch ab und zu die Reichshauptstadt besuchen, das Museum zugänglich ist.



Das neueröffnete Museum für Meereskunde in Berlin.

Aus dem Kaiserin-Friedrich-Haus in Berlin. Der Einblick, den das untenstehende Bild in die Sonderausstellung der Medizin in Kunst und Kunsthandwerk tun läßt, gibt naturgemäß nur eine kleine Vorstellung von der Veranstaltung, die im Auftrage des Kultusministeriums bei der Eröffnung des Kaiserin-Friedrich-Hauses für einige Wochen ins Leben gerufen wurde. In dieser Ausstellung ist alles das vereinigt, was im Laufe der Jahrhunderte in dem großen Gebiet der Medizin in naher oder weiterer Beziehung zur Kunst und zum Kunsthandwerk gestanden hat. Altgriechische Weihgedenke für den Askulaptempel, römische und griechische Münzen, Vestmedaillen, Originalgemälde, unter diesen namentlich interessant die Kollektion der Kaiser-Wilhelms-Akademie und die des Ausstellungsleiters Dr. Holländer. Eine große Anzahl von graphischen Kunstzeugnissen früher und späterer Zeit, eierne künstliche Glieder, unter diesen die Originalhand des Götz v. Berlichingen. Unser Bild läßt uns einen Blick tun zunächst auf eine Kopie der Rembrandtschen Anatomie aus der Breslauer anatomischen Lehranstalt. In dem großen Schrank wird die Entwicklung der Instrumentenkunst gezeigt. Neben dem sauberen, man möchte



Aus dem Kaiserin-Friedrich-Haus für ärztliches Fortbildungswesen in Berlin.

beinah sagen antikepischen Originalen aus der Zeit eines Nero liegen das Naderbest aus der Renaissancezeit in rotem Samt und die Messer und Scheren hübsch vergoldet. Daneben das askulapgezierte Samtbest aus der Wiedermeierzeit, dann ein unjauber aussehendes Verbandtut aus den fünfziger Jahren und dann wieder, zum Ausgang zurückkehrend, das metallene Kästchen der Neuzeit. Die Sagen werden immer kleiner, ihre Entwicklung von den Niesensagen des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum modernen Modell zeigt eine Sammlung von etwa 15 Stück. Unter dem Bilde liegt der kostbare Schatz von chirurgischen Instrumenten aus der Renaissancezeit. Aus der Säule steht eine kleine Plastik, die leider nur undeutlich zur Abbildung gekommen ist und die eine Erinnerung an die erste Chloroformanästhesie in Berlin festhält. König Friedrich Wilhelm IV. hatte den Befehl gegeben, einen starblinden Bären in der eben erst bekanntgewordenen Chloroformanästhesie zu operieren. Professor Züngler machte die Operation, aber Meister Pex wachte leider nicht mehr auf. Der bekannte Bildhauer Wolf modellierte nun den Vorgang karlsistisch genug und gab den umstehenden Tieren die Physiognomien der Berliner Professoren.